



Leseprobe

Kim Harrison

Blutschwur

Die Rachel-Morgan-Serie 11
- Roman

Bestellen Sie mit einem Klick für 14,99 €



Seiten: 720

Erscheinungstermin: 09. September 2013

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Das Buch

Erdhexe Rachel Morgan steckt bis zum Hals in Schwierigkeiten: Eine ihrer Kraftlinien, die sie zwischen der Realität und dem Jenseits, dem Reich der Dämonen, erzeugt hat, ist aus dem Gleichgewicht geraten – mit möglicherweise katastrophalen Folgen für Menschen, Vampire, Hexen und Dämonen. Doch noch bevor Rachel die Kraftlinie reparieren und so das Ende der Welt verhindern kann, wird ihr Patenkind Lucy von wütenden Dämonen entführt. Der Vater des Kindes ist ausgerechnet Trent Kalamack, der mächtigste Elfenfürst Cincinnatis und nebenbei der bestaussehendste Typ, dem Rachel je begegnet ist. Ihr bleibt also nichts anderes übrig, als sich selbst auf den Weg ins Jenseits zu machen, Lucy zu befreien und die Apokalypse aufzuhalten. Doch dann taucht ein alter Bekannter aus Rachels Vergangenheit auf und droht, all ihre Pläne zu nichte zu machen ...

Die Autorin

Kim Harrison, geboren im Mittleren Westen der USA, wurde schon des Öfteren als Hexe bezeichnet, ist aber – soweit sie sich erinnern kann – noch nie einem Vampir begegnet. Sie spielt schlecht Billard und hat beim Würfeln meist Glück. Kim mag Actionfilme und Popcorn, hegt eine Vorliebe für Friedhöfe, Midnight Jazz und schwarze Kleidung und ist bei Neumond meist nicht auffindbar. Mehr Informationen unter: www.kimharrison.net

Ein ausführliches Werkverzeichnis aller von Kim Harrison im Heyne Verlag erschienenen Bücher finden Sie am Ende des Bandes.

Titel der amerikanischen Originalausgabe
EVER AFTER
Deutsche Übersetzung von Vanessa Lamatsch



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das für dieses Buch verwendete
FSC®-zertifizierte Papier *Pamo House*
liefert Arctic Paper, Mochenwangen GmbH.

Deutsche Erstausgabe 10/2013
Redaktion: Sabine Thiele
Copyright © 2013 by Kim Harrison
Copyright © 2013 der deutschsprachigen Ausgabe
by Wilhelm Heyne Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Printed in Germany 2013
Umschlaggestaltung: Nele Schütz Design, München
Satz: Leingärtner, Nabburg
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN: 978-3-453-31474-0

www.heyne-fantastisch.de

*Für den einzigen Mann,
dem ich Karamellpudding mache.*

einen Parkplatz zu finden. Außerdem verlor ein Kleid aus feuerfarbener Seide mit Spitzenbesatz einen Großteil seines Charmes, wenn man versuchte, damit aus einem Mini Cooper zu steigen. Ganz abgesehen davon, dass der Wind vom Fluss mir vielleicht mein sorgfältig geflochtenes Haar zerzaust hätte, wenn ich weiter hätte laufen müssen als einen Block.

Ich bezweifelte, dass das Treffen mit Quen heute Abend zu einem Job führen würde. Aber ich brauchte im Moment jeden Steuerabzug, den ich bekommen konnte, selbst wenn es sich nur um eine Taxifahrt handelte. Ein Jahr ohne Steuererklärung, während entschieden wurde, ob ich nun ein Bürger war oder nicht, hatte sich nicht als der Segen erwiesen, für den ich es am Anfang gehalten hatte.

»Danke«, antwortete ich, als ich die Quittung einsteckte. Dann atmete ich einmal tief durch, die Hände im Schoß verschränkt. Vielleicht sollte ich einfach wieder nach Hause fahren. Ich mochte Quen, aber er war Trents oberster Sicherheitschef. Ich war mir sicher, dass er mir einen Job anbieten würde – aber ich war mir ganz und gar nicht sicher, ob ich ihn auch annehmen wollte.

Doch meine Neugier war schon immer stärker gewesen als mein gesunder Menschenverstand. Als der Fahrer mich im Rückspiegel musterte, griff ich nach dem Türöffner. »Was auch immer es ist, ich lehne ab«, murmelte ich beim Aussteigen. Der Werwolf am Steuer lachte leise. Das Türknallen war neben dem lauten Getöse der drei Grufti-Teenager, die sich auf seinen Wagen stürzten, kaum zu hören.

Meine niedrigen Absätze klapperten über den Gehweg. Die kleine Tasche unter einen Arm geklemmt, hielt ich mit der anderen Hand meine Haare fest. Die Tasche war immerhin groß genug, dass meine zugelasene, mit Gute-Nacht-

Tränken geladene Splat Gun darin Platz fand. Sollte Quen ein Nein als Antwort nicht akzeptieren, konnte ich ihn immer noch mit dem Gesicht nach unten in seiner Zwölf-Dollar-Suppe zurücklassen.

Ich blinzelte in den Wind und wich den Leuten aus, die auf eine Fahrgelegenheit warteten. Quen hatte mich zum Abendessen eingeladen, nicht Trent. Mir gefiel nicht, dass er glaubte, sich in einem Fünf-Sterne-Lokal mit mir unterhalten zu müssen statt in einem Café, aber vielleicht mochte der Mann ja einfach alten Whiskey.

Ein letzter Windstoß schob mich in die Drehtür, und ich verspürte eine Vorahnung von Gefahr, als der Geruch von altem Messing und Hundepisse in der plötzlich unbeweglichen Luft aufstieg. Dann öffnete sich die Tür auf eine weite Lobby mit viel Marmor. Beim Weg zu den Aufzügen lief mir ein Schauer über den Rücken. Und das lag nicht nur an der Märzkühle.

Das Paar, das ich auf dem Gehweg gesehen hatte, war schon längst verschwunden, und ich musste auf den speziellen Restaurantlift warten. Ich drückte mir die Tasche wie ein Feigenblatt vor den Körper, während ich die anderen Leute beobachtete. In meinem langen, feuerfarbenen Etuikeid fühlte ich mich irgendwie fehl am Platz. Es hatte mir im Laden so fantastisch gestanden, dass ich es gekauft hatte, obwohl ich darin nicht richtig rennen konnte. Teilweise hatte ich heute Abend Quen nur zugesagt, um es tragen zu können. Für meine Arbeit machte ich mich oft schick, aber immer in der Annahme, dass der Abend wahrscheinlich damit enden würde, dass ich vor Banshees weglaufen oder Vampiren hinterherrennen musste. *Vielleicht will Quen sich nur nett unterhalten?* Aber ich bezweifelte es.

Die Aufzugglocke ertönte, und ich setzte ein Lächeln auf,

falls jemand darin stand, das jedoch schnell verblasste, als die Türen sich öffneten und lediglich den Blick auf mehr Messing, Samt und Mahagoni freigaben. Ich trat hinein und drückte den R-Knopf ganz oben auf der Leiste. Vielleicht fühlte ich mich nur deswegen so unbehaglich, weil ich allein war. Ich war diese Woche viel allein gewesen, während Jenks sich bemühte, im Garten die Arbeit von fünf Pixies zu erledigen, und Ivy in Flagstaff weilte, um Glenn und Daryl beim Umzug zu helfen.

Die Geräusche der Lobby verklangen, als die Türen sich schlossen. Ich sah in den Spiegel und schob mir eine Strähne hinters Ohr, die dem lockeren Zopf entkommen war, den Jenks' jüngste Kinder mir heute Abend geflochten hatten. Wäre Jenks hier gewesen, hätte er mir gesagt, ich solle mich zusammenreißen. Es knackte in meinen Ohren, und ich straffte die Schultern. In den Handlauf des Lifts war ein Muster aus Kraftliniensymbolen eingelassen, aber es war nur ein leichter Euphorie-Zauber. Ich lehnte mich dagegen. Ich konnte heute Abend alle Euphorie brauchen, die ich bekommen konnte.

Als die Türen sich schließlich öffneten und Livemusik in den Raum hallte, hatte ich mich ein wenig entspannt. Himmel, es war nur ein Abendessen. Ich lächelte den jungen Mann am Empfangstisch an. Seine Uniform stand ihm gut, und er hatte die Haare mit Gel nach hinten gekämmt. Hinter ihm erstreckte sich Cincinnati durch die Dunkelheit, und die Lichter der Stadt glitzerten in der Nacht wie unzählige Seelen. Der Gestank und der Lärm waren weit entfernt, sodass man nur die Schönheit wahrnahm. Vielleicht hatte Quen sich deswegen für dieses Restaurant entschieden.

»Ich bin mit Quen Hanson verabredet«, sagte ich und zwang meine Aufmerksamkeit wieder auf den Empfangs-

chef. Alle Tische, die ich sehen konnte, waren mit Leuten gefüllt, die sich an den Festival-Spezialitäten schadlos hielten.

»Ihr Tisch ist noch nicht fertig, aber Mr. Hanson wartet an der Bar auf Sie«, antwortete der Mann. Ich blinzelte bei dem unerwarteten Respekt in seiner Stimme. »Darf ich Ihnen das Schultertuch abnehmen?«

Das wird ja immer besser, dachte ich, während ich mich umdrehte, um die Seide von meinen Schultern gleiten zu lassen. Ich spürte, wie er beim Anblick meiner Rudel-Tätowierung kurz zögerte, und richtete mich zu meiner vollen Größe auf. Ich war stolz darauf.

»Hier entlang, bitte«, sagte er, gab das Tuch einer Frau, nahm eine Papierquittung dafür entgegen und reichte sie an mich weiter.

Ich ließ meine Hüften schwingen, als ich ihm folgte und mühelos auf den sich drehenden Teil des Restaurants überwechselte. Ich war schon ein paarmal hier gewesen, und die Bar lag am anderen Ende. Wir schritten zwischen Tischen hindurch, an denen verschiedenste schicke Leute fürstlich speisten. Das Paar, das das Hochhaus vor mir betreten hatte, saß bereits an seinem Platz. Ihre Gläser waren mit Wein gefüllt, und sie saßen eng nebeneinander, als würden sie sich gegenseitig mehr genießen als den Ausblick. Es war schon eine Weile her, seitdem ich mich so gefühlt hatte, und ich verspürte einen kurzen Stich. Doch ich verdrängte das Gefühl und trat zurück in den unbeweglichen Mittelteil des Restaurants, in dem sich die Bar aus Messing und Mahagoni befand.

Außer dem Barkeeper war Quen die einzige Person an der Bar. Er trug Jackett und Krawatte. Seine Körperhaltung verriet Unsicherheit, denn er stand kerzengerade vor der

Bar, statt zu sitzen. Die förmliche Kleidung sah gut an ihm aus, schränkte aber wahrscheinlich seine Bewegungsfreiheit mehr ein, als ihm lieb war. Ich lächelte, als er mit einem Stirnrunzeln an seinem Ärmel zog; er hatte mich noch nicht gesehen. Die Reflexionen im Glas hinter dem Spiegel zeigten die Lichter auf dem Fluss. Quen wirkte erschöpft – wachsam, aber erschöpft.

Nichts entging seinem Blick, und er legte den Kopf schräg, um dem leise gestellten Fernseher in der Ecke über ihm zu lauschen. Dann bemerkte er uns und drehte sich lächelnd um. Ich erwiderte das Lächeln. Ich war wirklich froh, ihn zu sehen. Irgendwie war er für mich zu einer Art Vaterfigur geworden. Vielleicht hatte es etwas damit zu tun, dass wir im ersten Jahr unserer Bekanntschaft regelmäßig aneinandergeraten waren. Und damit, dass er mich immer noch mühelos mit seiner Magie ausschalten konnte. Außerdem spielte möglicherweise eine Rolle, dass ich ihm einmal das Leben gerettet hatte, während ich das Leben meines richtigen Dads nicht hatte retten können.

»Quen«, sagte ich, als er unnötigerweise sein Jackett und seine Stoffhose zurechtrückte. »Ich muss sagen, es ist besser, als dich *auf* dem Dach zu treffen.«

Die leichte Erschöpfung in seinen Augen verwandelte sich in Wärme, als er meine angebotene Hand nahm und mir mit festem Griff auf den Barhocker half. Müde oder nicht, er sah auf eine reife, durchtrainierte Bodyguard-Art gut aus. Im Gegensatz zu den meisten seines Volkes war Quen eher klein und dunkel, was ihm aber gut stand. Ich fragte mich, ob er wirklich an den Schläfen grau wurde, oder ob das nur am Licht lag. Er strahlte ein ganz neues Gefühl von Zufriedenheit und innerem Frieden aus – das Familienleben schien ihm zu bekommen, selbst wenn es

wahrscheinlich auch der Grund für seine Müdigkeit war. Lucy und Ray waren zehn und dreizehn Monate alt. Als Trents Sicherheitschef war Quen mächtig in seiner Magie, standhaft in seinen Überzeugungen ... und er liebte Ceri von ganzem Herzen.

Quen zog bei dieser Erinnerung an unser erstes Treffen am Carew Tower eine gleichzeitig belustigte und doch mürrische Grimasse. »Rachel, danke, dass du zugestimmt hast, mich zu treffen«, sagte er. Seine tiefe, melodische Stimme erinnerte mich an Trent. Es lag nicht so sehr an seinem Akzent als vielmehr an der kontrollierten Grazie seiner Sprechweise. Er sah auf, als der Barkeeper zu uns kam und ihm Weißwein nachschenkte. »Was willst du trinken, während wir warten?«

Der Fernseher hing an der Decke direkt hinter seinem Kopf. Ich wandte den Blick von den Börsenkursen ab, die in einem Banner unter dem neuesten nationalen Skandal durchliefen. Mein Rücken war der Stadt zugewandt, aber ich konnte im Spiegel hinter der Bar einen kurzen Blick auf die Hollows jenseits des Flusses erhaschen. »Jede Art von Schaumwein ist in Ordnung«, erwiderte ich. Quen riss die Augen auf. »Es muss kein Champagner sein«, setzte ich schnell hinterher, während mein Gesicht warm wurde. »Aber Sekt hat keine Sulfate.«

Der Barkeeper nickte wissend, und ich lächelte. Es war schön, mich nicht erklären zu müssen.

Quen beugte sich zu mir, und ich atmete seinen Geruch nach dunklem Zimt mit einem Hauch von Moos ein. »Ich dachte, du würdest etwas ohne Alkohol nehmen«, sagte er. Ich stellte meine Tasche neben mich auf die Bar.

»Limo? Auf keinen Fall. Du hast mich zu einem Treffen in einem Fünf-Sterne-Lokal nach Cincy bestellt; ich will das

Feinste vom Feinsten.« Er lachte leise, aber für meinen Geschmack verklang es zu schnell. »Gewöhnlich«, bemerkte ich langsam, in dem Versuch, herauszufinden, warum ich überhaupt hier war, »möchte ein Mann, der mich an einen so schicken Ort einlädt, die Beziehung mit mir beenden, ohne dass ich eine Szene machen kann. Ich weiß, dass das hier nicht zutrifft.«

Er schwieg und biss die Zähne zusammen. Mein Pulsschlag beschleunigte sich. Der Barkeeper kam mit meinem Getränk zurück, und ich schob das Glas abwartend in kleinen Kreisen vor mir hin und her. Quen saß einfach nur da. »Was soll ich für Trent tun, was mir nicht gefallen wird?«, drängte ich schließlich, und er verzog tatsächlich das Gesicht.

»Er weiß nicht, dass ich hier bin«, sagte Quen. Plötzlich bekam sein leichtes Unbehagen eine vollkommen neue Bedeutung.

Das letzte Mal, als ich mich mit Quen getroffen hatte, ohne dass Trent davon wusste ... Mann! »Verdammt, hast du Ceri wieder geschwängert? Gratulation! Aber wofür brauchst du mich? Babys sind doch toll!« Außer, man ist zufällig ein Dämon.

Er runzelte die Stirn, sackte in sich zusammen, nahm einen Schluck von seinem Wein und warf mir einen Blick zu, der mich aufforderte, meine Stimme zu senken. »Ceri ist nicht schwanger, aber die Kinder haben etwas mit dem zu tun, worüber ich mit dir reden wollte.«

Plötzlich besorgt lehnte ich mich vor. »Was ist?«, fragte ich. Ich verspürte einen wütenden Stich. Trent war manchmal ein ziemlicher Trottel und konnte sein »Das Volk retten«-Streben viel zu weit treiben. »Geht es um die Mädchen? Setzt er dich irgendwie unter Druck? Ray ist deine Tochter!«, meinte ich erregt. »Sie und Lucy zusammen als

Schwestern aufzuziehen ist eine tolle Idee, aber wenn er glaubt, dass ich einfach zusehen werde, wie er dich aus ihrem Leben drängt ...«

»Nein, nichts könnte der Wahrheit ferner sein.« Quen stellte sein Glas ab und ergriff meine Hand. Er drückte sie warnend, und ich verstummte. Erst als ich eine Grimasse zog, ließ er mich wieder los. Ich konnte ihn jederzeit mit einem Fluch auf den Hintern werfen, aber das würde ich nicht tun. Und zwar nicht, weil wir uns in einem schicken Restaurant befanden, sondern weil ich ihn respektierte. Außerdem, wenn ich ihn umhaute, würde er sich revanchieren, und neben Quens Zauberrepertoire sah meines lächerlich aus.

»Ray und Lucy werden mit zwei Vätern und einer Mutter aufwachsen. Es funktioniert wunderbar, aber darüber wollte ich nicht reden«, sagte er und verwirrte mich damit noch mehr.

Ein wenig eingeschnappt legte ich meine Hände in den Schoß. Dann hatte ich eben voreilige Schlüsse gezogen. Ich kannte Trent zu gut. Ihm war durchaus zuzutrauen, dass er Quen verdrängte, um das offizielle Bild der glücklichen, *traditionellen* Familie zu vervollkommen. »Ich höre.«

Quen nahm noch einen Schluck Wein, um mir auszuweichen. »Trent ist ein anständiger junger Mann«, sagte er und beobachtete, wie der Wein sich im Glas bewegte.

»Ja ...«, meinte ich vorsichtig. »Wenn man einen Drogenbaron und Produzenten von verbotener Medizin einen anständigen jungen Mann nennen kann.« Beides entsprach der Wahrheit, aber die Anschuldigung hatte schon vor geraumer Zeit ihren Stachel verloren. Ich glaube, das war passiert, als Trent den Kerl erledigt hatte, der mich in ein Leben voller Erniedrigungen verschleppen wollte.

Quens irritierte Miene entspannte sich wieder, als ihm klar wurde, dass ich nur einen Witz gemacht hatte – zumindest einen halben. »Ich habe kein Problem mit der zweit-rangigen Rolle im Leben der Mädchen, die ich in der Öffentlichkeit spiele«, sagte er abwehrend. »Trent achtet sehr darauf, dass ich genügend Zeit mit ihnen verbringe.«

Wahrscheinlich mitternächtliche Ausritte und Vorlesen vor dem Schlafengehen, aber kein öffentlicher Auftritt als Elternteil. Trotzdem schaffte ich es, mich auf ein scharfes »Er genehmigt dir die Zeit, Vater zu sein. Nett von Trent« zu beschränken. Dann nippte ich an meinem Sekt und blinzelte gegen das Kitzeln in der Nase an, bevor es mich zum Niesen brachte.

»Es ist wirklich schwer, mit dir zu reden, Rachel«, erwiderte er barsch. »Würdest du einfach mal die Klappe halten und zuhören?«

Die scharfe Zurechtweisung ließ mich zögern. Ja, ich war unhöflich, aber Trent irritierte mich einfach. »Tut mir leid«, antwortete ich und konzentrierte mich auf Quen. Der Fernseher hinter ihm lenkte mich ab, und ich wünschte mir, sie würden ihn noch leiser stellen.

Als er sah, dass meine Aufmerksamkeit sich auf ihn richtete, senkte er den Kopf. »Trent stellt gewissenhaft sicher, dass ich genug Zeit mit Ray und Lucy verbringen kann, aber es wird immer deutlicher, dass dies eine unkluge Verringerung seiner persönlichen Sicherheit nach sich zieht.«

Verringerung seiner persönlichen Sicherheit? Ich schnaubte und griff nach meinem Sektglas. »Bekommt er nicht genug Daddy-Zeit?«

»Nein, er setzt Termine an, wenn ich keine Zeit habe, und nutzt diese Ausrede, um allein loszuziehen. Das muss aufhören.«

»Oh!«, sagte ich verständnisvoll. Quen versuchte, für Trents Sicherheit zu garantieren, seit dessen Vater gestorben war und ihn allein zurückgelassen hatte. Quen hatte Trent sozusagen aufgezogen. Es passte ihm wahrscheinlich gar nicht, den klugen Idioten, der gleichzeitig Multimillionär war, allein losziehen zu lassen, damit er sich auf dem Golfplatz mit Geschäftsleuten unterhielt. Besonders, nachdem Trent neuerdings davon überzeugt war, dass auch er Magie wirken konnte.

Dann verband sich dieser Gedanke mit der Frage, warum ich wohl hier saß, und ich riss die Augen noch weiter auf. »Oh, zur Hölle, nein!«, sagte ich, packte meine Tasche und machte Anstalten, von meinem Stuhl zu rutschen. »Ich werde nicht noch mal deinen Job übernehmen, Quen. Dafür gibt es nicht genug Geld auf dieser Welt. Nicht mal in zwei Welten.«

Nun, in zwei Welten vielleicht doch, aber darum ging es nicht.

»Rachel, bitte«, flehte er und packte meine Schulter, noch bevor meine Füße den Boden berührten. Was mich aber erstarren ließ, war die Sorge in seiner Stimme. »Ich bitte dich nicht, meinen Job zu erledigen.«

»Gut, weil ich es nicht tun werde!«, zischte ich leise, aber bestimmt. »Ich werde nicht für Trent arbeiten. Er ist ein ... ein ...« Ich zögerte, weil all meinen üblichen Beleidigungen inzwischen einfach der Biss fehlte. »Er hört nie auf mich«, sagte ich stattdessen. Quen senkte mit einem leisen Lächeln seine Hand. »Und deswegen gerät er in Schwierigkeiten. Ich habe ihn für dich an die Westküste gebracht, und schau dir an, was passiert ist!«

Quen wandte sich wieder der Bar zu. »Er hat dafür gesorgt, dass eine Bar abgebrannt und ein Monument der

Vereinigten Staaten eingestürzt ist«, erwiderte er ausdruckslos.

»Es war nicht einfach nur eine Bar, es war Margaritaville. Ich bekomme immer noch Hassmails. Es war sein Fehler, und ich werde dafür verantwortlich gemacht. Und lass uns bitte nicht vergessen, dass San Francisco abgefackelt wurde. Oh! Und natürlich bin ich auch noch in einer Babyflasche gelandet, bis meine Aura sich weit genug erholt hatte, damit ich überleben konnte. Glaubst du, ich habe das genossen?«

Zugegeben, der Kuss, um den Zauber zu brechen, war wirklich nett gewesen. Aber als ich das letzte Mal für Trent gearbeitet hatte, hatten mich Meuchelmörder aufs Korn genommen.

Aufgebracht wandte ich mich wieder dem Spiegel hinter der Bar zu. Mein Gesicht war rot angelaufen. Ich zwang mich dazu, mich zu entspannen. Vielleicht hatte Quen richtig gedacht, als er mich hierhergebracht hatte. Hätten wir bei Juniors gesessen, wäre ich wahrscheinlich schon auf dem Weg zu meinem Auto gewesen. Mit den geflochtenen Haaren und dem eleganten Kleid, das mich schlank wirken ließ und nicht knochig, sah ich aus, als gehörte ich hierher. Aber es war alles nur Show. Ich hatte hier nichts zu suchen. Ich war weder wohlhabend noch besonders klug oder talentiert. Ich war einfach nur gut darin zu überleben – das war alles –, und jede einzelne Person hier oben außer Quen würde sofort abhauen, falls es Ärger gab. Vielleicht mit Ausnahme des Kochs. Köche konnten gut mit Messern umgehen.

Quen hob den Kopf, und die Falten auf seiner Stirn hatten sich noch vertieft. »Genau das sage ich doch«, meinte er leise. »Der Mann braucht jemanden, der auf ihn auf-

passt. Jemanden, der die Schwierigkeiten überleben kann, in die er sich bringt und seine ... Eigenarten versteht.«

»Eigenarten?« Frustriert ließ ich meine Tasche los und nahm noch einen Schluck Sekt. »Mann, das kannst du laut sagen. Ich verstehe«, meinte ich. Quen blinzelte irritiert. »Ich fühle sogar mit dir, aber ich kann nicht. Am Ende würde ich ihn umbringen. Er ist zu stur und unwillig, die Meinungen anderer zu akzeptieren, besonders in kniffligen Situationen.«

Quen lachte leise und entspannte sich ein wenig. »Klingt irgendwie vertraut.«

»Wir reden hier über Trent, nicht über mich. Und außerdem braucht er keinen Babysitter. Er ist erwachsen, und du«, ich deutete auf Quen, »traust ihm einfach nicht genug zu. Er hat es wunderbar geschafft, Lucy zu stehlen, und da haben sie sogar auf ihn gewartet.« Ich drehte mich wieder zur Bar und dem Spiegelbild der Hollows. »Er kann mit allem umgehen, womit Cincinnati ihn herausfordert«, fuhr ich leise fort, und ging im Kopf meine kurze Problemliste durch. »In letzter Zeit war es sehr ruhig.«

Quen seufzte, legte beide Hände um sein Glas und sackte in sich zusammen. Aber ich nahm ihm diese Haltung nicht ab. »Ich gebe ja zu, dass Trent eine Begabung dafür hat, einen Plan zu entwerfen und ihn bis zum Ende zu verfolgen. Aber sobald Improvisation notwendig wird, versagt er. Du dagegen bist toll im Improvisieren. Ich wünschte, du würdest noch einmal darüber nachdenken.«

Ich sah ihn an, weil mir die Wahrheit seiner Worte bewusst war, und Quen prostete mir mit seinem Glas zu. Trent war clever genug, um einen Ausweg aus einem Dämonenvertrag zu finden, aber das würde ihm gegen einen Heckenschützen-Zauber gar nichts helfen. Und da lag die

wahre Gefahr. Ich biss die Zähne zusammen und verdrängte den Gedanken. Was interessierte es mich?

»Ich habe die I. S. verlassen, weil ich es nicht mehr ertragen konnte, für jemanden zu arbeiten. Daran hat sich nichts geändert.«

»Das stimmt so nicht ganz«, meinte er. Ich runzelte die Stirn. »Mit Ivy und Jenks arbeitest du ständig.«

Ich zog die Augenbrauen hoch. »Ja. Ich arbeite *mit* Jenks und Ivy, nicht *für* sie. Sie tun nicht immer das, was ich für das Beste halte, aber sie hören mir zumindest immer erst zu.« Ich tat auch nicht, was sie für das Beste hielten, also kamen wir halbwegs gut miteinander aus. Trent allerdings musste unbedingt zuhören. Der Geschäftsmann machte sogar mehr Fehler als ... ich.

»Er wird schon viel besser«, meinte Quen. Ich konnte ein Lachen nicht unterdrücken.

»Wirklich?«

»Er hat mit Jenks zusammengearbeitet«, erwiderte Quen, aber ich konnte die Zweifel in seiner Stimme hören.

»Ja, er hat mit Jenks zusammengearbeitet«, sagte ich. Der Sekt glitt bitter durch meine Kehle. »Aber Jenks hat erzählt, Trent dazu zu bringen, ihn auch nur in das kleinste Detail mit einzubeziehen, wäre so anstrengend gewesen wie einem Fairy die Flügel auszureißen. Nein.«

Quens Sorgenfalte auf der Stirn wurde immer tiefer.

»Quen, ich verstehe deine Besorgnis«, sagte ich und legte ihm eine Hand auf den angespannten Arm, zog sie aber sofort zurück. Vielleicht hätte ich ihn nicht berühren sollen. »Es tut mir leid, aber ich kann es einfach nicht.«

»Könntest du es wenigstens probieren?«, bat er und schockierte mich damit tief. »Nächsten Freitag wird im Museum eine Sonderausstellung über das Erbe der Elfen er-

öffnet. Trent hat ein paar Ausstellungsstücke beigesteuert und muss dort auftauchen. Dir wird es gefallen.«

»Nein.« Wieder drehte ich mich zum Spiegel und sah mir selbst beim Trinken zu.

»Kostenloses Essen«, sagte er. Ich warf ihm im Spiegel einen ungläubigen Blick zu. So verzweifelt war ich wirklich nicht. »Jede Menge Kontakt zu Leuten mit einer Menge Geld«, fügte er hinzu. »Du musst netzwerken. Lass Cincy wissen, dass du die Rachel Morgan bist, die einen Banshee gefangen und San Francisco gerettet hat. Nicht nur eine Hexe, die eigentlich ein Dämon ist.«

Ich lief rot an, stellte das Glas ab und sah auf die Uhr. Himmel, war ich wirklich erst zehn Minuten hier?

»Ich nehme an, du könntest ein paar richtige Aufträge ergattern«, sagte er. Ich versteifte mich. Noch war mir das Geld nicht ausgegangen, aber die Leute versuchten mich nur deshalb anzuheuern, weil ich Dämonenflüche winden konnte. So war ich nicht, auch wenn ich das Potenzial dazu hatte. Es machte mich unruhig, dass Quen scheinbar wusste, wer alles bei mir angeklopft hatte. Ein paar einfache Bodyguard-Aufträge für die Elite von Cincy würde mein Ansehen tatsächlich aufpolieren.

Bietet Quen mir nicht genau das an?

»Du bekämst auch Kleidergeld«, schmeichelte Quen. Mein Pulsschlag beschleunigte sich, allerdings nicht bei dem Gedanken an ein neues Paar Stiefel, sondern weil ich dämlich genug war, darüber nachzudenken. »Rachel, ich bitte dich als Freund darum«, fügte er hinzu, als er mein Zögern spürte. »Für mich, und für Ceri.«

Stöhnend ließ ich meinen Kopf in die Hände fallen. Ceri. Obwohl sie zugestimmt hatte, das öffentliche Bild mit Trent aufrechtzuerhalten, liebte sie Quen. Und Quen erwiderte

ihre Liebe mit der Wildheit einer Person, die nie erwartet hatte, so etwas Wunderbares zu finden. Zur Hölle, wenn ich nicht mehr war als eine Personenschützerin, konnte ich Trent ein paar Stunden lang bewachen. In wie viel Ärger konnte der Mann schon in einem Museum geraten?

»Du kämpfst mit harten Bandagen«, sagte ich säuerlich zu seinem Spiegelbild, und wieder prostete er mir zu, diesmal mit einem verschlagenen Lächeln.

»Es liegt in meiner Natur. Also, machst du es?«

Ich rieb mir den Nacken und drehte mich zu ihm um. Ich war zwischen Schuld- und Pflichtgefühl hin- und hergerissen. Um seinem Blick auszuweichen, schaute ich auf den Fernseher, auf dem die Skyline von Cincy zu sehen war. Das war ungewöhnlich, denn es war kein Lokalsender. Im Bild stand die Einblendung »Drittes Kind entführt«, dann verschwand es hinter einer Versicherungswerbung. *Als Trents Bodyguard auftreten?*, dachte ich, während ich mich an Trents wilde, beschützerische Miene unter der Stadt erinnerte, als er den Mann schlafen gelegt hatte, der mich hatte entführen wollen. Und dann daran, wie er vor meiner Tür ausgesehen hatte, als er feststellte, dass Wayne mich über der Schulter aus der Kirche trug. Trent hatte mühelos einen Zauber gesponnen, um den Werwolf auszuschalten. Sicher, eigentlich war das nicht nötig gewesen, aber das konnte Trent zu diesem Zeitpunkt nicht wissen.

Ich drehte den Stiel meines Sektglases langsamer, als ich mich daran erinnerte, wie Trent sich mir gegenüber geöffnet hatte, um mir von der Person zu erzählen, die er sein wollte. Als wäre ich die Einzige, die ihn vielleicht verstehen konnte. *Und Quen will, dass ausgerechnet ich ihm das verweigere?*

»Nein«, flüsterte ich. Ich wusste einfach, dass Trent

meine Gegenwart als Versagen deuten würde. Das hatte er nicht verdient. »Nein, ich werde nicht seinen Babysitter spielen.«

»Rachel, du musst deinen kleinlichen Groll beiseiteschieben und ...«

»Nein!«, sagte ich lauter, jetzt wütend, und er verstummte. »Hier geht es nicht um mich. Trent kann für sich selbst einstehen. Du traust ihm zu wenig zu. Du hast mich gefragt, und ich habe Nein gesagt. Finde jemand anderen, der ihm ins Gesicht spuckt.«

Quen wich mit wütendem Ausdruck auf dem Gesicht ein Stück zurück. »Das tue ich nicht«, entgegnete er, aber in seiner Ablehnung lag ein Hauch von Sorge. »Ich will einfach nicht, dass er allein dort draußen ist. Es ist nichts daran auszusetzen, ihm Rückendeckung zu geben. Er kann auch für sich selbst einstehen, ohne deswegen allein zu sein.«

Der Fernseher hinter Quen zeigte den Eingang zu Cincys Krankenhaus, hell erleuchtet und mit massenweise Einsatzfahrzeugen davor. *Rückendeckung geben?*

»Ich werde es nicht noch mal ansprechen«, sagte er, plötzlich verschlossen, und wandte sich von mir ab. »Ich glaube, unser Tisch ist bereit.«

Verwirrt glitt ich vom Hocker und achtete darauf, dass mein Kleid richtig fiel. Wenn ich dort auftauchte, würde Trent mich nicht als Rückendeckung sehen. Er würde behaupten, ich wäre sein Babysitter. Quen lag falsch.

Oder?

»Nach dir«, sagte Quen schlecht gelaunt und deutete auf den Mann, der mit zwei riesigen Speisekarten in der Hand vor uns stand.

Gott rette mich vor mir selbst, aber vielleicht hat der Elf ja recht. »Quen ...«

Aber dann huschte mein Blick wieder zu dem Fernseher über der Bar, als mir eine vertraute Formulierung ans Ohr drang und jeder Gedanke an Trent verschwand. Plötzlich erkannte ich im gezeigten Bild hinter dem Sprecher den neuen Rosewood-Flügel. Das war einfach nur ein schicker Name für drei gemütliche, eher wohnhausähnliche Gebäude, die sie für die todgeweihten Babys mit Rosewood-Syndrom gebaut hatten. Die Sackgasse war feucht vom Regen, und die Lichter der Polizeiautos und der Übertragungswagen ließen den Boden glänzen. Der Gedanke *Dritte Entführung* hallte in mir wider, und ich blieb abrupt stehen. Hinter mir grunzte Quen überrascht.

»Machen Sie lauter!«, rief ich, drehte mich wieder zur Bar und drängte mich an Quen vorbei.

»... anscheinend von einem Entführer mitgenommen worden, der als Nachtschwester verkleidet war«, erklärte die Frau gerade. Ich fühlte, wie mein Gesicht blass wurde. »I. S.-Beamte untersuchen den Vorfall, aber bisher gibt es keine Hinweise darauf, von wem oder warum die todkranken Kinder entführt wurden.«

»Machen Sie lauter!«, wiederholte ich. Diesmal hörte mich der Barkeeper, hob die Fernbedienung und regelte die Lautstärke hoch. Quen trat neben mich, und beide starrten wir nach oben. Ein Telefon summte, und Quen zuckte zusammen, während seine Hand bereits zur hinteren Hosentasche glitt.

»Aufgrund von Baby Benjamins wundersamen Fortschritten im Kampf gegen die tödliche Krankheit fürchten die Behörden, dass es keine Lösegeldforderung geben wird – sondern das Opfer stattdessen von skrupellosen Bioingenieuren entführt wurde, die versuchen, ein Heilmittel zu entwickeln und zu verkaufen.«

»Oh mein Gott«, flüsterte ich und wühlte in meiner kleinen Tasche nach meinem Handy. Während des Wandels waren alle Bioingenieure getötet worden. Das war eine Tradition, die sowohl von Menschen als auch von Inderlandern fröhlich bis heute fortgeführt wurde. Und die Tatsache, dass ich nur wegen genetischer Manipulationen noch am Leben war, sorgte auch nicht dafür, dass ich mich besser fühlte.

»Lassen Sie uns hoffen, dass die Kinder bald gefunden werden«, sagte die Frau, und damit folgte die nächste Meldung von einem neuen Skandal in Washington.

Mit gesenktem Kopf tippte ich Trents Nummer ein. Damit würde ich direkt in seiner Privatwohnung herauskommen, ohne erst in der Vermittlung zu landen. Mir wurde erst heiß, dann kalt, und meine Hände zitterten. Er hätte das Baby nicht entführt, aber er besaß vielleicht eine kurze Liste der Personen, die dafür infrage kamen. Die Menschen-gegen-Paranormale-Gesellschaft, MegPaG, vielleicht – jetzt, wo klar war, dass sie mich nicht bekommen würden. Trent hatte einst versprochen, dass er den Dämonen das Heilmittel für ihre Unfruchtbarkeit geben würde. Aber nachdem er das ganze Chaos ertragen hatte, das meine Rettung durch seinen Vater ausgelöst hatte, ging ich nicht davon aus, dass Trent scharf darauf war, schon jetzt die Anzahl der überlebenden Dämonen zu erhöhen.

Überrascht hörte ich ein Besetzt-Zeichen. Ich blickte neben mich und sah, wie Quen mit gerunzelter Stirn auf den Bildschirm seines Handys schaute. Mit einem Blinzeln erinnerte ich mich daran, wo ich mich befand. Quens Lippen zuckten, und er hielt mir sein Handy entgegen. Es war kleiner und glänzender als meines. »Er ruft mich gerade an«, sagte er mit dünner, irgendwie abwesender Stimme. »Rede du mit ihm.«

Mit zitternden Fingern nahm ich das Telefon entgegen. »Er wird merken, dass wir zusammen sind, dass wir uns unterhalten haben.« Oh Gott, Trent sollte nicht erfahren, dass Quen an ihm zweifelte. Er sah ihn als Vater, trotz des monatlichen Gehalts.

Quen zuckte mit den Achseln. »Er wird es sowieso herausfinden.«

Mit plötzlich trockenem Mund hob ich ab und hielt mir das Telefon ans Ohr. »Trent?«

Es folgte ein vielsagendes Zögern, aber er fing sich schnell wieder. »Rachel?«, fragte Trent offensichtlich überrascht. »Es tut mir leid. Ich muss den falschen Knopf gedrückt haben. Ich wollte Quen erreichen.«

Ich hielt mir das Handy fester ans Ohr. Mein Puls raste. Seine Stimme klang wunderschön, und ich war froh, dass ich Quens Vorschlag abgelehnt hatte. »Ähm«, sagte ich mit einem Blick zu dem unbeweglichen Quen. »Du hast schon die richtige Nummer erwischt.«

Wieder zögerte Trent. »Okay?«

»Wir wollten zusammen zu Abend essen.« Ich erklärte nichts, und Quens Miene wurde sogar noch ausdrucksloser. »Quen und ich. Hast du die Nachrichten gesehen? Weißt du, wer das war?«

Meine Besorgnis kam zurück und verdrängte die kurze Freude darüber, Trent überrascht zu haben. Das schaffte ich selten. Der Kellner wartete immer noch. Als Quen den Kopf schüttelte, schenkte er uns ein schleimiges Lächeln, ließ die Speisekarten auf die Bar fallen und ging davon.

»Nein, aber ich fahre jetzt sofort hin.« Trent klang angespannt, und jede Vermutung meinerseits, dass er die Rosewood-Babys geheilt hatte, erstarb. »Nachdem du gerade mit Quen zusammen bist, würdet ihr mich dort treffen?«

Ich hörte die Anklage in seinem Ton. Er wollte, dass ich dort hinkam? Zu ihm?

»Rachel, bist du noch da?«, fragte Trent. Ich wurde rot und warf einen schnellen Blick zu Quen, bevor ich mir das Handy noch fester ans Ohr drückte.

»Ja. Zum Krankenhaus, richtig?« *Wo die ganzen Reporter stehen? Super.* Ich fragte mich, ob er meine professionelle Meinung einholen oder einfach nur erfahren wollte, was Quen und ich gerade taten.

»Rosewood-Flügel«, sagte er grimmig. »Ich bezweifle, dass wir Hinweise darauf finden werden, wer den Säugling entführt hat. Aber ich will nicht, dass die I.S. Beweise verschwinden lässt, weil ihr nicht gefällt, was sie entdeckt. Wenn einer von uns dort ist, erfahren wir zumindest die Wahrheit.«

Ich nickte, während Quen ein paar Worte mit dem Barkeeper wechselte und ihm einen Schein zuschob. Vor dem Wandel war die I.S. ein geheimer Ableger des ehemaligen FBI und der Polizei gewesen. Sie hatte Inderlander-Verbrechen versteckt, bevor die nichts ahnenden Menschen Hinweise entdecken konnten, dass es Hexen, Werwölfe und Vampire wirklich gab. Es lag ihnen im Blut, das Unangenehme oder Unprofitable einfach unter den Teppich zu kehren.

»Rachel, könnte ich mit Quen sprechen?«, fragte Trent und riss mich damit aus meinen Gedanken.

»Ähm, sicher. Wir sehen uns gleich.« Mein Magen war ein einziger Knoten. Ich streckte Quen das Handy entgegen. »Er will mit dir reden.«

Quen starrte auf das Telefon, dann nahm er es widerwillig entgegen. Er wandte sich ein wenig von mir ab und straffte die Schultern. »Sa'han?« Er zögerte. »Abendessen.«

Ein weiteres Zögern. »Natürlich weiß Ceri davon. Es war ihre Idee.«

Ceri steckte auch mit drin? Mit einem Stirnrunzeln zwang ich mich, die Arme zu senken. Trent wäre ziemlich sauer. Ich war es jedenfalls gewesen, als meine Mom und mein Dad mir für ein paar Monate einen Bodyguard gemietet hatten.

»Nein«, sagte Quen entschlossen, und dann wieder: »Nein. Ich sehe Sie dort.«

Ich konnte Trents Beschwerden hören, als Quen das Telefon zuklappte und ihn einfach abwürgte. Das schien nicht besonders gut zu laufen. Als Quen mir bedeutete, ich solle vorgehen, folgte ich seiner Aufforderung widerspruchslos. In Gedanken war ich bereits beim Krankenhaus.

Hinter uns lachten die Leute und stießen mit ihren Gläsern an. Unter uns lag Cincinnati mit seinen Einwohnern, gleichgültig und nichts ahnend. Jetzt fühlte es sich falsch an. Jemand stahl Rosewood-Babys. Und der Grund dafür war scheußlich.

Quen schwieg den gesamten Weg zum Aufzug. Er wich meinem Blick aus, als ich ihm meine Garderobenmarke gab, damit er sie der Garderobiere geben konnte. Ich hätte sie auch selbst überreichen können, aber in der High Society galten seltsame Regeln, und mir war es egal. »Du wirst es ihm nicht sagen?«, fragte ich in der Hoffnung, dass wir die Fahrt zum Krankenhaus dafür nutzen konnten, eine andere Geschichte zu erfinden als die bittere Wahrheit: dass Quen mich gebeten hatte, auf Trent aufzupassen.

Mit nachdenklichem Blick nahm Quen mein Schultertuch entgegen. Mit gesenktem Kopf drehte ich mich um. »Du könntest recht haben«, sagte er. Ich zitterte, als sich

die kühle Seide auf meine Schultern legte. »Vielleicht habe ich gedankenlos gehandelt.«

Das war eine ehrliche Antwort, aber es konnte genauso sein, dass Quen recht hatte. Trent brauchte keinen Babysitter. Aber jeder konnte jemanden gebrauchen, der ihm den Rücken freihielt.

Die drei zweistöckigen Häuser wirkten in der sonst so klinischen Krankenhausumgebung fehl am Platz. Sie waren relativ neu; die frisch gepflanzten Büsche der Außenanlage sahen noch klein und jämmerlich aus. Das war Cincinnatis Rosewood-Flügel, in den die Rosewood-Babys verlegt wurden. Manche wurden hier geboren, andere starben hier. Keines überlebte. Viele Eltern, aber nicht alle, entschlossen sich, ihr Kind für die letzten Tage mit nach Hause zu nehmen. Somit war es ein Segen, dass die Häuser so gemütlich waren. Hier gab es mehr Psychologen als Krankenschwestern. Als ich geboren wurde, hatte es so etwas noch nicht gegeben. Ich fühlte mich melancholisch und seltsam, als Quen seinen Zweisitzer in eine Parklücke lenkte, die für die anderen Wagen zu klein war.

Quen schaltete den Motor aus, machte aber keine Anstalten, das Auto zu verlassen. Ich lehnte mich ebenfalls in den weichen Sitz zurück. Fast hatte ich Angst. Quen stieß hörbar den Atem aus, dann wandte er sich mir zu. »Ich werde ihm sagen, dass wir Abendessen gegangen sind und über seine Security geredet haben«, erklärte er schließlich. In seinen Augen stand ein flehender Ausdruck. »Außerdem werde ich ihm erzählen, dass ich dich in der Frage, ob er allein sicher ist, um deine Meinung gebeten habe und dass du gesagt hast, ja, das wäre er, aber du, sollte die Situation sich ändern ...«

Mein Herz machte einen Sprung, als er den Satz unvollendet ließ. Er erwartete, dass ich mich bereit erklärte, auf Trent aufzupassen, wenn er es nicht konnte. Ganz abgesehen von der Notlüge. Ich wusste nicht, was ich davon halten sollte, und musterte Quens Gesicht. Das dämmrige Licht, das von dem hell erleuchteten Gebäude zu uns drang, ließ ihn älter aussehen, und seine Sorge war deutlich zu

erkennen. Verdammt und zur Hölle. »... ich, sollte die Situation sich ändern, jederzeit zur Verfügung stünde, um bei der Bewachung der Mädchen zu helfen«, erklärte ich entschlossen. Quen quittierte es mit einer ausdruckslosen Miene.

»In Ordnung, Tal Sa'han«, grummelte er. Ich zog die Augenbrauen hoch. *Tal Sa'han?* Das war neu. Ich hätte ihn gefragt, was das bedeutete, aber er hatte etwas spöttisch geklungen.

»Dann lass uns gehen«, sagte ich stattdessen und griff nach meiner Tasche. Die Clutch wirkte zu klein, als ich ausstieg, und meine Kleidung war für einen Tatort vollkommen ungeeignet. Der kühle Nebel berührte mein Gesicht, und als Quens Tür zuschlug, zuckte ich zusammen. Ich senkte den Blick zu Boden und schloss meine Wagentür ebenfalls.

Dann atmete ich tief durch, hob das Kinn und machte mich auf den Weg zur Tür, die bereits für die Besucher offen stand. Mir fiel auf, dass der Türrahmen doppelt so breit war wie üblich. Ich hasste so breite Türen – oder vielmehr die Rollstühle, an die sie erinnerten. Plötzlich wünschte ich mir, ich wäre überall, nur nicht hier. Ich war dem Tod durch Rosewood-Syndrom entkommen. Es hatte mich fast meine gesamte Jugend gekostet und auf eine Weise geprägt, die ich erst jetzt langsam verstand. Aber es war eine bittersüße Erinnerung.

Quen blieb neben mir. »Geht es dir gut?«

Wir hatten den Gehweg erreicht, der sich in schönen Kurven dahinzog, um den Eindruck von Entfernung zu vermitteln. »Prima«, sagte ich, während meine Laune sich verschlechterte. Ich wollte nicht hier sein – und mir gefielen die Erinnerungen nicht, die plötzlich aufgewühlt wurden.

Jemand stahl Rosewood-Babys, und die Folgen dieses Umstandes würden mir schlaflose Nächte bescheren.

Mit gesenktem Kopf trat ich über die Kabel des Übertragungswagens. Dann schob ich mich seitwärts durch die Tür, um dem I. S.-Kerl dort meinen Ausweis zu zeigen, auch wenn ich eher das Gefühl hatte, dass uns Quens Anzug und mein schickes Kleid den Zugang ermöglichten. Der Officer erkannte mich nicht. Aber nur jemand, der unbedingt hier sein musste, würde in Abendgarderobe auftauchen. Das musste ich mir merken.

Der kühle Nebel verschwand. Ich zögerte in dem breiten Flur, wobei ich Quens schweigende, zuverlässige Gegenwart hinter mir spürte. Vor uns führte eine Treppe nach oben, wahrscheinlich zu den Räumen der Schwestern; hinter der Treppe, am Ende eines kurzen Flurs, lag die Küche. Es gab zwei Wohnzimmer, eines auf jeder Seite der Tür. Beide waren voller Leute, die herumstanden und sich unterhielten, aber nur eines davon hatten die Nachrichtenleute ausgeleuchtet. Es war warm, sogar meinem Empfinden nach. Mir gefiel der Ton der aufgeregten Reporterin nicht, die die verzweifelte Mutter fragte, wie sie sich fühlte, jetzt, wo ihr Baby – das entgegen aller Wahrscheinlichkeit noch lebte – gestohlen worden war.

»Was für eine widerliche Kuh«, flüsterte ich wütend, und Quen räusperte sich. Jemand hatte erkannt, dass das Rosewood-Syndrom die Folge von zu vielen Dämonenenzymen war und »erntete« Dämonenblut, während die Babys noch lebten. Ich wäre ebenfalls tot, hätte Trents Vater nicht meine Mitochondrien verändert. Jetzt produzierten sie ein Enzym, das die tödliche Wirkung des Dämonenenzym neutralisierte und mir dadurch ermöglichte, Dämonenmagie zu entzünden. Das war die komplizierte Erklärung.

Letztendlich bedeutete es, dass er dafür gesorgt hatte, dass ich es überlebt hatte, als Dämon geboren worden zu sein.

Quen legte seine Hand an meinen Ellbogen und zog mich sanft zur Seite, um jemandem Platz zu machen. Wie betäubt sah ich mich nach einem vertrauten Gesicht um – jemandem, mit dem ich anfangen konnte. Mein Abendkleid zog einige Blicke auf sich, aber es hielt mir auch die Leute vom Leib. Diese dämliche Reporterin interviewte immer noch die Eltern, und am Rand der Szene standen I. S.-Agenten, die auf einen Moment im Rampenlicht hofften. Gott sei Dank erkannte mich niemand. Ich verspürte Schuldgefühle, weil ich von so viel Trauer umgeben war – Trauer, die meine Eltern ebenfalls ertragen hatten, nur um letztendlich zu triumphieren. Verdammt, ich würde mich nicht schuldig fühlen, weil ich überlebt hatte.

»Da ist er«, hauchte Quen erleichtert. Ich folgte seinem Blick zum hinteren Ende des Wohnzimmers und einem Flur, der wahrscheinlich über das Kinderzimmer zur Küche führte.

»Und Felix«, sagte ich, überrascht zu sehen, dass Trent sich mit dem untoten Vampir unterhielt. Eigentlich unterhielt er sich mit Nina, der jungen Vampirin, die Felix momentan so gerne als sein Sprachrohr einsetzte. Die junge Frau wirkte dünner als beim letzten Mal, als ich sie gesehen hatte, besser angezogen und selbstbewusst, aber auch verhärtet, als hätte sie in den letzten vier Monaten zu viele Aufputzmittel genommen. Es fiel schwer, sie hinter dem weltmännischen, gefassten, untoten Vampir, der ihren Körper kontrollierte und immer für ein paar Stunden durch sie lebte, noch zu erkennen.

Das hatte ich erwartet. Als Sprachrohr eines untoten

Meisters zu dienen, war für keinen der beiden Beteiligten sicher – der alte Vampir wurde zu intensiv an das Leben erinnert und fing an, sich danach zu verzehren; und der junge Vampir hatte plötzlich zu viel Macht in Körper und Geist, um allein damit umzugehen. Es war eine Gratwanderung, an die sich nur die Erfahrensten wagten. Langsam glaubte ich, dass die Beziehung die Grenze überschritten hatte, an der sie noch sicher beendet werden konnte.

Besorgt biss ich mir auf die Lippe und fragte mich, ob die I. S. Trent wegen der Entführungen verhörte. Aber während ich die beiden beobachtete, entschied ich, dass Trent – auch wenn er schon bewiesen hatte, dass er sogar ruhig bleiben konnte, wenn man ihn auf seiner eigenen Hochzeit verhaftete – nicht verhalten genug wirkte, um gerade einer Entführung bezichtigt zu werden. Felix lieferte ihm wahrscheinlich gerade die wahre Geschichte, nicht den gequirlten Mist, den sie den Reportern servierte.

Trents kurze, fast durchsichtig blonde Haare leuchteten förmlich neben Ninas dichten, schulterlangen schwarzen Latinohaaren. Die Frau selbst hatte keine politische Macht, aber Felix' Einfluss verlieh ihr ungewöhnlich viel Niveau und Kontrolle – und ein leicht männliches Auftreten. Für das schicke Kostüm, das sie trug, stand sie einfach zu breitbeinig da.

»Langsam wird es zur Gewohnheit, an Tatorten auf Trent und Felix zu stoßen«, sagte ich, als ich mich in Bewegung setzte und mir langsam einen Weg durch die Reporter bahnte. Während ich Trent musterte, merkte ich, wie sich meine Meinung über Quen änderte. Oh, beide Männer waren elegant, aber Quens Auftreten entsprang der Überzeugung, dass er mit jeder Situation umgehen konnte. Trent verdankte seine einem Leben, in dem ihm jeder immer zu-

gehört und ihn mehr als wichtig genommen hatte. Beide waren gut angezogen, aber Trents Anzug war für seinen durchtrainierten, attraktiven Körper maßgeschneidert, während bei Quen immer offensichtlicher wurde, dass er lieber seine übliche, lockere Security-Uniform getragen hätte. Ich hatte beide Männer schon dabei beobachtet, wie sie einen Angreifer überwältigten. Quen würde immer nur ein Mindestmaß an Gewalt einsetzen. Trent dagegen bot einen lebenden Widerspruch – furchterregende Eleganz gepaart mit Wildheit und gesungener Magie.

Trent fühlte meinen Blick und wirkte für einen kurzen Moment überrascht. Erst nachdem er seine Augen einmal anerkennend über meinen Körper in dem Abendkleid hatte gleiten lassen, berührte er Felix' Schulter, um ihn auf mich aufmerksam zu machen. Der/Die alte/junge I.S.-Agent/in drehte sich mit einem strahlenden Lächeln um. Das übliche Auftreten der jungen Frau verschwand, als Felix die Kontrolle vollkommen übernahm.

»Rachel!«, sagte Nina ein wenig zu laut und übertrieben langsam, als Quen und ich in den etwas ruhigeren Flur traten, von dem aus wir immer noch die Geschehnisse beobachten konnten. »Ich bin überrascht, Sie hier zu sehen. Ist Ivy schon zurück?«

Zurückhaltend schüttelte ich gleichzeitig ihre Hand und meinen Kopf. »Erst nächsten Samstag«, sagte ich und entzog ihr meine Hand. Mir gefiel Felix' Interesse an meiner Mitbewohnerin nicht. »Ich war gerade beim Abendessen, als ich die Nachrichten hörte, und bin vorbeigekommen, weil ...« Ich zögerte und umklammerte meine kleine Tasche fester. *Weil ich wissen will, wer Babys entführt, die Dämonenmagie entzünden können? Das klingt ja toll.*

Trent räusperte sich, als das Schweigen unangenehm

wurde. »Weil ich sie darum gebeten habe«, erklärte er, als auch er mir die Hand schüttelte. An seiner fehlten die letzten zwei Finger, aber er versteckte den Makel gut, bis unsere Hände sich berührten. An seinem Zeigefinger glitzerte immer noch der Ring, der der Zwilling von meinem war. Schnell versteckte ich die Hand hinter dem Rücken, um zu verhindern, dass Felix die beiden Schmuckstücke bemerkte und Fragen stellte. »Hallo, Rachel. Ich weiß sehr zu schätzen, dass du ... deine Pläne geändert hast.« Es war nur ein winziges, aber doch erkennbares Zögern gewesen. Neben mir räusperte sich Quen, der offensichtlich vor Felix nichts erklären wollte.

Ich weiß nicht, ob ich weiter lügen will, dachte ich. Bei seiner Berührung wurde mir warm, und ich fragte mich, ob ich tatsächlich ein leichtes Kribbeln ausgetauschter Energie gespürt hatte, als unsere Finger sich wieder voneinander lösten. »Wer hat das getan?«, fragte ich und bemühte mich, die schluchzende Frau auf dem Sofa auszublenden. Mein Gott, hatten Reporter denn gar keine Gefühle?

Nina lachte, weil Felix der menschlichen Tragödie offensichtlich gleichgültig gegenüberstand. »Lassen Sie mich meine Kristallkugel befragen«, sagte sie, um sofort ernst zu werden, als sowohl Trent als auch ich sie nur anstarrten. Wir waren nicht die Einzigen. Es war ein durchdringendes Lachen gewesen.

»Quen, ich danke dir dafür, dass du Ms. Morgan mitgebracht hast«, sagte Trent mit einem Nicken.

»Es war kein Problem, Sa'han ...« Quen zögerte. »Dürfte ich um eine Sekunde Ihrer Zeit bitten?«

»Gleich.« Trent lächelte sein professionellstes Lächeln, und ich sackte leicht in mich zusammen. Solange Felix hier war, wäre Trent so glatt wie Teflon – wusste nichts, sah

nichts, erreichte nichts – langweilig, langweilig, langweilig. Außerdem war er sauer. Das konnte ich an dem leichten roten Schein seiner Ohren erkennen. Er würde sich nicht mit Quen unterhalten, bis sie allein waren. Und bis zu diesem Zeitpunkt würde er vom Schlimmsten ausgehen. Die drei Tage, die wir zusammen in einem Auto verbracht hatten, hatten mir unerwartete Einblicke verschafft. »Ich hoffe, du und Rachel hattet einen schönen Abend.«

Das war wirklich gehässig. Ich schob meinen Arm unter Quens und überraschte damit beide Männer, aus verschiedenen Gründen. »Er hat mir einen Sekt spendiert. Davon bekomme ich im Gegensatz zu anderen Weinen kein Kopfweh.«

Trent starrte auf meinen untergehakten Arm, dann hob er den Blick zu seinem Security-Chef. Langsam löste sich Quen von mir, mit steifen, unangenehm berührten Bewegungen.

»Quen«, sagte Nina, während sie die Reporter beobachtete, die inzwischen die Pflegekräfte befragten. »Nachdem Sie schon da sind, dürfte ich Ihre professionelle Meinung zu etwas einholen?«

Quen blinzelte überrascht und verschränkte die Hände hinter dem Rücken. »Meine Meinung?«

Nina nickte eifrig. »Ja. Nun, falls Trent zulässt, dass ich Sie für ein paar Momente entführe. Sie sind sehr erfahren in Security-Fragen, ob nun technischer oder magischer Natur«, sagte sie. Sie streckte einen Arm aus, um ihn an der Schulter zu berühren, während sie mit der anderen Hand tiefer ins Gebäude und Richtung Schlafzimmer zeigte.

»Personenschutz, ja. Ich verstehe nicht, wie ich helfen kann.«

Quen wurde von dem lebenden/toten Vampir vorwärts-

gezogen und glitt in einer Wolke aus Wolle und Zimt an mir vorbei. »Ich wüsste es sehr zu schätzen, wenn Sie sich das Security-System hier ansehen könnten und mir sagen, was nötig wäre, um es zu umgehen«, erklärte Nina.

Der Mann warf einen Blick zu Trent, und als dieser mit den Achseln zuckte, sagte Quen: »Es wäre mir ein Vergnügen. Ähm, aber ich will nicht vor Gericht aussagen. Nur meine persönliche Meinung.« Das war das Letzte, was ich hörte, bevor sie sich weit genug entfernten, dass der Lärm des vorderen Raumes ihr Gespräch übertönte.

Ich konnte ein Lächeln nicht unterdrücken. Dicht gefolgt von säuerlichem Neid. »Immer eine Brautjungfer«, murmelte ich, als ich neben Trent trat. Niemand bat je *mich* um meine Meinung zu einem Tatort. Oder zumindest erst, wenn die Kerle mit den Staubsaugern schon fertig waren.

Hätte ich es nicht besser gewusst, hätte ich vermutet, dass Felix Quen absichtlich weggeführt hatte, damit Trent und ich uns unterhalten konnten. Das Gefühl verstärkte sich noch, als Trent mir einen kurzen Blick zuwarf, um sich dann wegzudrehen, als wären wir zwei Mauerblümchen, die von ihren jeweiligen Verabredungen abgestellt worden waren, um »sich kennenzulernen«. Trent in seinem Dreiteiler, der mehr kostete als mein Auto, und ich in einem schicken roten Kleid, das ich wahrscheinlich nie wieder anziehen würde.

Dann begann die Frau auf der Couch wieder zu schluchzen, und das Gefühl verschwand.

»Das ist übel«, sagte Trent. Seine Maske hatte er abgelegt.

Er hatte nicht gefragt, was Quen und ich getan hatten. Meine Schultern entspannten sich. »Wie ernst nimmt die I.S. die Sache?«

Trent atmete ein wenig zu laut aus, ein verräterisches Zeichen, das mich erschütterte. Er war beunruhigt – und zwar sehr. »Nicht ernst genug.«

Das hatte ich bereits gemerkt, aber nur deswegen wäre Trent nicht hier. »Wie viele Babys sind weg?«, fragte ich. Dann verzog ich das Gesicht, als die Mutter ihr Taschentuch in der Faust zerknüllte. Ihre Augen waren rot und wund. »Bis auf dieses jetzt, meine ich. Die Medien sprechen von drei.«

Mit in die Ferne gerichtetem Blick flüsterte Trent: »Insgesamt acht über die Vereinigten Staaten verteilt, aber die I. S. bestätigt nur die, von denen die Presse erfährt. Die Entführung vor dieser waren die Zwillinge eines bekannten Politikers. Sie waren über einen Monat alt. Die Eltern sind am Boden zerstört. Sie wissen nicht, warum ihre Kinder überlebt haben. Die meisten entführten Babys sind männlich, was seltsam ist, weil das weibliche Geschlecht von Natur aus widerstandsfähiger ist.«

Deswegen war er hier. Ich zog die Augenbrauen hoch, als er sich zu mir umdrehte und flüsterte: »Ich bin es nicht. Jemand verabreicht ihnen das Enzym, das die zerstörerische Wirkung der Rosewood-Gene hemmt. Sonst hätten sie niemals so lange überlebt. Und jetzt, da der- oder diejenige weiß, dass es klappt, kommt er oder sie zurück und stiehlt die behandelten Kinder.«

Mir wurde schlecht, als ich mit einer Mischung aus Schmerz und Schuldgefühlen ins Wohnzimmer sah. »MegPaG?«

Er schüttelte den Kopf. »Felix sagt Nein.«

Diese Information war im besten Falle fraglich, aber bis ich etwas anderes hörte, würde ich sie glauben. »Nun, wer weiß sonst noch, dass diese Babys Dämonenmagie entzünden können?«

Trent sah den Flur entlang, als wollte er von hier verschwinden. Er war müde, aber das bemerkte ich nur, weil er mir gegenüber offen war. »Jeder hätte es sich zusammenreimen können – jetzt, wo allgemein bekannt ist, was du bist.« Sein Blick landete wieder auf mir, mit hilflosem Bedauern darin. »Die einzige Überlebende des Rosewood-Syndroms ist zufällig ein Dämon? Vielleicht hatten wir sogar Glück, dass es überhaupt so lange gedauert hat. Aber dass ein Enzym die Kinder am Leben halten kann?« Er presste die Lippen aufeinander. »Das weiß nur eine Handvoll Personen, und die meisten davon arbeiten für mich.«

Schweigend zwang ich mich dazu, meine Arme entspannt hängen zu lassen. Die Seide meines Kleides raschelte.

»Das ist nicht gut«, sagte Trent so leise, dass ich ihn kaum verstand.

»Ehrlich?«

Zwischen uns breitete sich Schweigen aus, nicht gesellig, aber auch nicht unangenehm. Das Fernsighteam schien die Zelte abubrechen, und die I. S.-Agenten wurden lauter. Es war ein letzter Versuch, noch einmal gefilmt zu werden, bevor die Kameras verschwanden. Ich schaute auf Trents nervös wippenden Fuß und zog die Augenbrauen hoch.

Trent zog eine Grimasse und hörte auf zu zappeln. »Du siehst gut aus heute Abend«, sagte er und überraschte mich damit. »Ich bin mir nur nicht sicher, ob ich deine Haare lieber offen oder geflochten mag.«

Ich errötete und berührte den lockeren Zopf, zu dem Jenks' Kinder meine Haare geflochten hatten. Er war noch feucht vom Nebel. »Danke.«

»Und, hattet du und Quen ein schönes Abendessen?«, fragte er und brachte mich damit noch mehr durcheinander. »Carew Tower, richtig?«

»Um genau zu sein war es nur ein Drink an der Bar, aber ja, es war der Carew Tower.« Verwirrt packte ich meine Tasche fester. »Wie hast du das erraten?«

Seine Fußspitze scharrte über den Boden, was mir verriet, dass er einerseits befriedigt, andererseits aber immer noch verärgert war. »Du riechst nach angeschlagenem Messing. Das bedeutete entweder Carew Tower oder die kleine Sandwich-Bar an der Vine. Die mit der alten Fußbank.«

Ich blinzelte. *Wow.* »Oh«, meinte ich, während ich darüber nachdachte, was ich sagen sollte. »Ja. Wir waren im Carew Tower.« Ich sah an meinem Kleid herunter, das so offensichtlich nicht zu einer Sandwich-Bar passte.

Trent stellte sich neben mich, so nahe, dass ich seinen Duft von zerdrücktem Gras unter seinem Aftershave riechen konnte. Zusammen beobachteten wir, wie die Reporterin ihr Interview mit der Krankenschwester beendete. Ihn so nahe neben mir zu fühlen, war fast schlimmer als sein vorwurfsvoller Blick. »Ihr habt über mich gesprochen.« Seine Stimme war ein wenig zu hoch, sein Blick starr ans andere Ende des Raums gerichtet. Saurer Wein und Zimt gesellten sich zu der Duftmischung, die von ihm ausging.

»Quen hat mich gebeten, für ihn einzuspringen, wenn eure Zeitpläne nicht zusammenpassen«, erklärte ich. »Er weiß, dass du die Planungsprobleme absichtlich einfügdest – hast du geglaubt, er würde nichts unternehmen?«

Nur sein Auge zuckte, aber das reichte mir, um ihn zu durchschauen. »Sei ein bisschen nachsichtiger mit ihm«, sagte ich. Er gab sein vorgespültes Desinteresse auf, um mich böse anzustarren. »Quen hat deine Abschlussball-Verabredung überprüft und dich zum Amt gefahren, damit

du deinen Führerschein abholen kannst. Er macht sich Sorgen um dich, okay?»

Trent runzelte die Stirn, offensichtlich nicht bereit, das zu glauben. Ich konnte fühlen, dass die Reporter uns beobachteten. Seine Augen huschten ebenfalls hinüber, und langsam öffneten sich seine Hände wieder. Er atmete tief durch und setzte ein falsches Lächeln auf, aber ich hatte nicht das Gefühl, dass irgendwer ihm das abnahm. Er war drauf und dran, einfach abzuhaufen. Ich packte seinen Ellbogen.

»Trent, ich habe abgelehnt«, sagte ich leise. Seine Augen schossen von meinen Fingern an seinem Arm nach oben, um meinen Blick einzufangen. »Ich habe ihm gesagt, dass du keinen Babysitter brauchst. Dass er dich unterschätzt und du fähig bist, auf dich selbst achtzugeben. Er bemüht sich, es zu akzeptieren. Aber es fällt ihm schwer, nachdem er ein Jahrzehnt lang auf dich aufgepasst hat. Du könntest vielleicht eine Weile etwas weniger aufsässig sein.«

Trents Wut löste sich in Luft auf. »Aufsässig?«, meinte er, dann traten wir beide einen Schritt beiseite, weil die Kerle mit den Staubsaugern vorbeiwollten. »Ist das deine Wortwahl oder seine?«

»Meine«, erklärte ich, erleichtert, dass ich nicht versucht hatte, ihn anzulügen. »Ich erkenne Aufsässigkeit, wenn ich sie sehe. Komm schon«, drängte ich und ließ ihn los. »Lass den armen Kerl sich doch langsam an deine Unabhängigkeit gewöhnen, statt ihn dazu zu zwingen. Irgendwie ist es doch auch cool, oder? Dass er dich so liebt?«

Wieder wirkte er überrascht und verlegen. »Danke«, erwiderte er. Seine Augen glitten über den Raum hinter mir, aber als sein Blick wieder auf mir landete, war sein Lächeln ehrlich. »So habe ich es noch nie gesehen.«

Mein Herz machte einen Sprung, als Trent den Kopf beugte, um sich reuig das Kinn zu reiben, und ein seltsames Gefühl breitete sich in meinem Bauch aus. Hinter mir beleuchteten die hellen Scheinwerfer des Fernsehenteams die menschliche Tragödie fest wie die Sonne Afrikas, gaben sie in einer unangenehmen Wildheit preis, die daran erinnerte, wie einer Gazelle der Bauch aufgerissen wurde. Und trotzdem fiel es mir schwer, den Blick abzuwenden.

Ich holte Luft, um ihm zu sagen, dass er mich jederzeit anrufen konnte, wenn er Rückendeckung brauchte, aber im letzten Moment verließ mich der Mut. Stattdessen stellte ich mich nervös wieder neben ihn. Ein Gefühl der Distanz machte sich zwischen uns breit. »Du gehst.«

»Ähm, ja«, antwortete er offensichtlich überrascht. »Diese Reporterin bäugt mich, und ich will kein Interview geben.«

Ich nickte verständnisvoll. Sobald er verschwand, würde ich mich eilig auf der Suche nach Nina in die andere Richtung davonmachen. Vielleicht würden sie mich den Tatort sehen lassen, wenn Felix darum bat.

»Rachel«, sagte Trent plötzlich. Ich riss meinen Blick von dem leeren Flur zwischen Küche und Schlafzimmern los. »Sei vorsichtig. Es könnte MegPaG sein, selbst wenn Felix das Gegenteil behauptet.«

Wütend nickte ich. Wer auch immer das tat, wusste, dass ich ein schwieriges Ziel war, also entführten sie stattdessen Babys. *Feiglinge*.

Trent wollte gehen, aber ich streckte ihm die Hand entgegen. »Aber sei du auch vorsichtig. Wenn diejenigen, die diese Kinder entführen, von dem Enzym wissen, dann wissen sie auch, dass du der Einzige bist, der eine dauerhafte Heilung herbeiführen kann.« *Könnte ich je für ihn arbeiten?*, fragte ich mich, während er meine Hand musterte. Ich erin-

nete mich daran, wie befriedigend es gewesen war, mit ihm die MegPaG-Sektion von Cincinnati zur Strecke zu bringen. Und ich dachte an das zweistündige Gespräch bei Kaffee und Kuchen danach. Es war wundervoll gewesen. Aber ich war mir nicht sicher, ob ich Befehle von ihm annehmen konnte, und ich bezweifelte, dass er je lernen konnte, anders zu sein. Ich war mir nicht ganz im Klaren darüber, ob es mir gefallen würde, falls er sich änderte. *Verdammt, ich mag ihn, und irgendwie tut es weh, das zuzugeben.*

Für einen Moment beäugte Trent meine Hand, dann nahm er sie, nur um mich an sich zu ziehen. Vor Überraschung wäre ich fast gestürzt. Ich hielt den Atem an, als er mich in eine schnelle Umarmung zog, bei der unsere Schultern sich berührten. Ich legte meinen freien Arm um ihn, um das Gleichgewicht zu halten, und in mir stieg die Erinnerung an unseren Kuss auf, als meine Hand sich wieder von seiner Hüfte löste. »Danke, ich werde aufpassen«, sagte er. Ich starrte ihn mit klopfendem Herzen an. Dann ließ er mich los, und ich trat zurück.

»Hast du morgen früh Zeit?«, fragte er, als würde er gar nicht bemerken, dass ich leuchtend rot angelaufen war. *Himmel, was soll das denn? Und auch noch vor den Reportern? Alle können sehen, dass ich rot werde.* »Ich würde mich gerne mit dir darüber unterhalten, was das hier bedeuten könnte«, sagte er. Sein Blick wanderte Richtung Wohnzimmer. »Und ich weiß, dass Ceri und die Mädchen sich freuen würden, dich zu sehen.«

Ich zögerte. Ich hatte Lucy und Ray schon ein paar Wochen lang nicht mehr besucht. Ich war ihre Patentante. Natürlich wollte ich sie sehen, egal, aus welchem Grund. »Sagen wir ... zehn?«, meinte ich, als ich mich daran erinnerte, dass Elfen wie Pixies meistens in den vier Stunden

um Mittag herum schliefen. »Ich, ähm, stehe gewöhnlich nicht vor elf auf, aber zehn kann ich schaffen ... ab und zu.«

Oh Gott, jetzt wurde ich noch röter, aber Trent nickte nur und lächelte. »Wir können auch elf sagen, wenn dir das lieber ist«, meinte er. »Das ist ihre übliche Zeit für den Ausritt. Zieh Stiefel an. Wir können uns auf dem Ausritt unterhalten. Bis dann also.«

Entspannt und mit selbstbewussten Schritten ging er Richtung Tür und passte seinen Abgang perfekt ab, um der Reporterin auszuweichen, die auf ihn zusteuerte. Und dann war er weg.

Dreck auf Toast, ich umklammerte meine kleine Tasche wie ein Feigenblatt. Angewidert, weil ich die ganze Sache angegangen war wie ein Troll, trat ich von einem Fuß auf den anderen. Außerdem fühlte ich mich in meinem schicken Kleid fehl am Platz, jetzt, wo kein Mann im Anzug mehr neben mir stand. Mein Herz raste immer noch. Durch das Fenster konnte ich sehen, wie Trent in sein Auto stieg.

Ich zog mich langsam in den Flur zurück, durch den Quen und Felix verschwunden waren. Quen würde wissen wollen, dass Trent ihn schon wieder abgehängt hatte. Ich rechnete damit, dass der Flur zu den Schlafzimmern führte, und tatsächlich, hinter der ersten Tür, durch die ich vorsichtig spähte, stand das erwartete Doppelbett, zwei gemütliche Sessel, ein Schaukelstuhl, Fernseher, Kommode, Spiegel und ein Säuglingsbett. Außerdem gab es eine Reihe von weißen Schränken. Wahrscheinlich voller medizinischer Ausrüstung, versteckt wie ein hässliches Geheimnis.

»Nicht hier«, sagte ich zu mir selbst und entspannte mich immer mehr, je weiter ich mich von dem Lärm und der Wärme des Wohnzimmers entfernte. Ich schloss die Tür,

dann zögerte ich mit einem Blick auf meine Finger. Sie fühlten sich glitschig an. Ich hielt sie unter meine Nase und roch den Duft von zerdrückten Blättern.

Pixiestaub?

Mein Pulsschlag beschleunigte sich, als ich dem Geräusch von Stimmen den Flur entlang folgte. »Felix?«, rief ich, und zog mein Kleid hoch, um mich besser bewegen zu können.

»Ich bin hier, Rachel«, rief Nina zurück. Direkt darauf folgte ein überraschtes Flügelzwitschern, das mich erstarren ließ. Ich hätte es über dem ganzen Lärm niemals gehört, hätte ich nicht mit Pixies zusammengelebt.

Ich wirbelte zur Küche herum und riss die Augen auf. »Jax?«, platzte ich heraus, als ich den kleinen Pixie entdeckte, der mich vom Rand der Deckenlampe aus beäugte. »Jax!«, schrie ich, als er den Flur entlang Richtung Küche verschwand.

Ich setzte mich in Bewegung, raffte das Kleid, stürmte den Flur entlang in die Küche und erschreckte die beiden I.S.-Kerle, die vor dem offenen Kühlschrank standen. In der Luft hing glitzernder Pixiestaub.

»Der Pixie!«, schrie ich, aber die beiden Männer starrten mich nur an. »Wo ist er hin?«

Sie schwiegen mit weit aufgerissenen Augen, während sie schuld bewusst einen Kuchen zwischen sich hielten.

»Wohin ist der verdammte Pixie verschwunden?«, wiederholte ich mit klopfendem Herzen.

»Pixie?«, fragte einer von ihnen, als spräche ich von Einhörnern.

Durch das offene Fenster hörte ich ein Auto starten, also rannte ich zum Hinterausgang. Von Adrenalin getrieben schob ich die Tür auf. Die kühle Luft der Nacht traf mich,

neblig und dunkel – doch vor mir hing Pixiestaub in der Luft wie Mondlicht. Er zog eine Spur zum Gehweg, der an den Mülleimern vorbeiführte, und verschwand um die Ecke.

Atemlos folgte ich der Staubspur. Das Quietschen von Reifen brachte mich abrupt zum Stehen. Ich stützte mich an einer Mülltonne ab und beobachtete, wie ein blauer Ford-Truck mit qualmenden Reifen davonraste. Wut stieg in mir auf, aber wirklich sicher war ich mir erst, als er über einen Brems Hügel fuhr und dabei die Beifahrertür aufschwang.

Nick.

den entführten Rosewood-Babys zu erzählen, aber dass auch noch Nick etwas damit zu tun hatte, hatte uns beide in schlechte Laune versetzt. Und seine Kinder machten das nicht besser. Nick. Wenn es irgendjemanden gab, der mich schon dadurch aufregte, dass er nur atmete, dann war er es.

Der selbsterklärte Dieb hatte mir einst seine Liebe gestanden, und soweit er überhaupt jemanden lieben konnte, hatte er es wahrscheinlich ernst gemeint. Doch auf jeden Fall liebte er Geld und die Sicherheit, die in seinen Augen damit einherging, noch mehr. Ich war fest davon überzeugt, dass er den ganzen Ärger, den er mir gemacht hatte, für gerechtfertigt hielt. Ich hatte ihm schon lange nicht mehr vertraut, aber als er mich und Trent im selben Atemzug betrog, hatte ich ihn abgeschrieben. Und es machte mich wütend, dass er Jenks' ältesten Sohn Jax zu einem Leben voller Verbrechen und Mühsal verlockt hatte.

Ich hatte nichts mehr von Nick gehört, seitdem er sich selbst – und wahrscheinlich auch Jax – aus Trents Hochsicherheitszelle gezaubert hatte. Das hatte nur ein Dämon schaffen können. Mir war es egal, ob Nick bei einem Dämon in der Schuld stand, aber mich interessierte durchaus, wer jetzt seine Kette hielt – und warum er sich wieder auf dieser Seite der Kraftlinien aufhielt und Rosewood-Babys stahl.

Das riesige Messer, das Ivy immer offen liegen ließ, um Vertreter zu erschrecken, war zu groß, um damit mein Sandwich sinnvoll zu schneiden, aber ich benutzte es trotzdem. Dann knallte ich es auf die Arbeitsfläche, als ein getrocknetes Maiskorn über meinen Kopf hinwegschoss und an der Wand abprallte.

»Jenks!« Bei meinem Schrei bewegte sich eine Haarsträhne. »Deine Kinder treiben mich in den Wahnsinn!«

Aus dem Altarraum, der unser Wohnzimmer war, hörte ich ihn rufen: »Verschwindet aus der Küche!«

Sicher. Damit ist es erledigt. Mit einem Stirnrunzeln legte ich mein Brot auf eine Serviette. Kleine Wassertropfen vom Salat sprenkelten das Papier.

Ich griff gerade nach der Küchenrolle, als Belle sich in die Küche schob. Sie ritt auf Rex, als wäre er ein Elefant. Die Fairy hatte ihre Füße hinter Rex' Ohren geschoben und tippte die Katze jedes Mal mit ihrem Bogen an, wenn Rex sich hinsetzen wollte, um sie nach hinten abzuwerfen. Die orangefarbene Katze änderte ihre Meinung und wand sich stattdessen um meinen Knöchel. Belle bildete mit ihrem für Fairys typischen schmalen, bleichen Gesicht in der farbenfrohen Pixiekleidung einen seltsamen Kontrast. Ich hätte nie geglaubt, dass Jenks zulassen könnte, dass eine Fairy in seinem Garten lebte. Aber die kleine Kriegerin hatte es irgendwie geschafft, zu einem Teil der Kirche zu werden – selbst wenn es ihr Clan gewesen war, der Jenks' Ehefrau getötet hatte. Vielleicht hatte es etwas damit zu tun, dass die Fairy nun keine Flügel mehr hatte, aber ich ging auch davon aus, dass Jenks ihren Mut bewunderte.

»Euer Dad s-sagt, ihr s-sollt nach drauß-sen gehen«, lis-pelte sie um ihre langen Zähne, das Gesicht nach oben gerichtet, wo der lautstarke Kampf stattfand. »Ihr beschämt euch s-selbst!« Mit einem angewiderten Knurren stach sie Rex in die Seite, als die Katze sich schnurrend an mir rieb, um einen Leckerbissen zu bekommen. »Raus-s!«, brüllte sie nach oben. »Jetz-zt!«

Mein Kopf brummte von ihrem Geschrei, aber immerhin, ungefähr die Hälfte der Kinder setzte sich in Richtung Flur in Bewegung, wobei sie sich immer noch mit Maiskörnern aus Schleudern beschossen. Jemand kreischte, als ein

Same durch seinen Flügel sauste, und die geschrienen Drohungen wurden ernster, als die Mädchen sich gegen die Jungen verbündeten. Ich hörte ein scharfes Geräusch, als ein Korn meinen größten Zaubertopf traf und auf mich abgelenkt wurde. Ich kniff die Augen zusammen. Jenks ließ seinen Kindern ziemlich viele Freiheiten, seit ihm bewusst war, dass ungefähr die Hälfte von ihnen bei wärmerem Wetter losziehen würde, um sich ein eigenes Zuhause zu suchen.

»In Ordnung, ihr alle!«, schrie Jenks, als er mit einer genervten roten Staubspur hinter sich in die Küche flog. »Ihr habt Belle gehört. Raus, bevor ich euch die Flügel nach hinten biege! Falls euch kalt wird, zieht die langen Unterhosen an, die Belle für euch gemacht hat, aber ich möchte euch draußen an den Grenzen sehen! Jumoke, verarzte deine Schwester. Du hast sie verletzt, du versorgst sie. Und sei nett zu ihr, oder du hast Mitternachtswache mit Bis, egal, wie kalt es ist!«

Ich warf mein Küchentuch weg und wechselte einen erschöpften Blick mit Belle, als die Masse der Pixies sich unter lautstarken Beschwerden aus der Küche, quer durch den Flur und dem Klang nach aus dem Wohnzimmerstein ergoss. Jumoke, Jenks' einziger dunkelhaariger Sohn, half dem Pixiemädchen mit dem Loch im Flügel. Stoisch ertrug er die Beschimpfungen, mit denen die Achtjährige ihn bedachte. Nächstes Jahr wäre sie wahrscheinlich schon auf sich selbst gestellt, ausgewachsen und bereit, eine Familie zu gründen. Es war offensichtlich, warum Jumoke den Garten noch nicht verlassen hatte. Schwarzhaarige Pixies wurden oft von ihrer eigenen Art getötet. Er zumindest würde bleiben.

Belle stieß Rex die Fersen in die Seite und folgte ihnen nach draußen. Es war zu kalt für Fairys, aber solange sie

auf Rex saß, würde es ihr gut gehen. Die Katzenklappe quietschte. Im selben Moment landete Jenks in einer roten Wolke auf dem Wasserhahn. Von dort aus konnte er den Garten und seine Kinder beobachten, die sich in der feuchten Frühlingsnacht verteilten. Er stand breitbeinig mit in die Hüften gestemmtten Händen da, aber trotzdem schien er sich mehr Sorgen um Jax zu machen als um den Lärm seiner restlichen Brut.

Belles Einfluss zeigte sich an unerwarteten Stellen. Jenks sah heutzutage nicht mehr so sehr aus wie Peter Pan. Er trug immer noch die engen Hosen und das Gartenschwert an der Hüfte, mit dem er Vögel vertrieb, aber sein üblicher grüner Gartenmantel war einer schicken vielfarbigen Jacke mit Rockschoßen und orangefarbener Weste gewichen. Die hatte Belle gemacht. Mit seinem lockigen blonden Haar, dem durchtrainierten Körper, den engen Stiefeln, den breiten Schultern und den schmalen Hüften gab er ein attraktives Bild ab. Seine Libellenflügel bewegten sich so schnell, dass sie kaum sichtbar waren, als er das Leuchten seiner Kinder im Garten beobachtete. Obwohl seine Füße nie den Wasserhahn verließen, wurde das Surren seiner Flügel lauter, als der ungefähr katzen große Schatten von Bis sich der Schar anschloss; dann entspannte er sich.

»Danke«, sagte ich erleichtert und trug mein Sandwich zum Tisch. »Auf mich hören sie nicht.«

Mit einem Stirnrunzeln flog Jenks zur Kücheninsel. Dabei rieselte kränklich grüner Staub auf den Käse und ließ ihn kurz aufleuchten. »Auf mich hören sie auch nicht.«

Das war eine nicht allzu subtile Anspielung auf Jax. Nicks plötzliches Auftauchen hatte uns allen die Laune verhagelt. Angespant rutschte ich hin und her, um in dem Kleid eine bequemere Position zu finden, bis ich schließlich

schräg zum Tisch saß. Meine Tasche und das Schultertuch lagen auf Ivys leerem Platz, in dem Versuch, ihn weniger ... leer wirken zu lassen.

Plötzlich schien Nick gar nicht mehr so wichtig. Depriert lehnte ich mich schräg über den Tisch, um von meinem Sandwich abzubeißen, ohne mein Kleid zu beschmutzen. Die Kaffeemaschine gab ein letztes Gurgeln von sich, aber ich machte mir nicht die Mühe aufzustehen. Jenks schwebte aus dem Hängeregale nach unten und benutzte sein Schwert, um sich ein pixiegroßes Stück Käse abzuschneiden. Er spießte es auf die Spitze, dann hob er es an, um direkt von der Waffe zu essen.

»Also«, sagte er langsam, während sein Staub eine normalere Goldfärbung annahm. »Du hast mir gar nicht erzählt, was Quen wollte.«

Ich erstarrte, dann nahm ich noch einen Bissen von meinem Sandwich, um Zeit zu schinden. Ich hatte nur an Nick gedacht, als Quen mich abgesetzt hatte: Nick, Dämonen und Rosewood-Babys. Quens Bitte hatte überhaupt keine Rolle mehr gespielt. Eigentlich hatte ich sie sogar vergessen. »Ähm, er wollte wissen, ob ich ein paar seiner Security-Pflichten übernehmen könnte.«

»Tink liebt eine Ente, wirklich?« Das war nicht die Reaktion, die ich erwartet hatte. Ich kaute langsamer, als Jenks herüberflog und auf Ivys Monitor landete, um mich besser sehen zu können. »Du hast Nein gesagt, richtig?«

Ich schnaubte leise, in dem Versuch, Trents überraschende Umarmung zu vergessen. »Trent braucht meine Hilfe nicht. Du hast mit ihm zusammengearbeitet. Willst du das Gegenteil behaupten? Quen ist ein nervöser Schwarzseher. Trent kommt mit allem klar, womit Cincinnati ihn herausfordert.«

Jenks hielt meinen Blick, während er noch mal von dem Käse abbiss. »Sicher, wie zum Beispiel, dass sein bester Freund ihn auf einem Schiff einsperrt und es in die Luft sprengt. Dass derselbe gute Freund von einem Dämon besessen ist. Dass die Ex-Vertraute dieses Dämons bei ihm zu Hause lebt und wie eine Mutter das Kind aufzieht, das er mit der Frau gezeugt hat, die letzten Sommer versucht hat, ihn umzubringen.«

Ich seufzte. »Denkst du, ich hätte zusagen sollen?«

Jenks zuckte mit den Achseln. »Trent zahlt immer seine Rechnungen.«

Ich starrte ihn an. »Wer bist du, und wie hast du meinen Partner umgebracht?«, fragte ich. Er gab eine kleine, peinlich berührte rote Staubwolke von sich. Noch letztes Jahr hätte er mich unter Flüchen bei Tink mit seinem Schwert bedroht, nur weil ich darüber nachgedacht hatte, Trent zu helfen. Inzwischen allerdings hatte *er* mit Trent zusammengearbeitet, um dessen Tochter zu befreien.

Er legte den Kopf schräg und schob sich das letzte Stück Käse in den Mund, bevor er sich die Krümel von den Fingern leckte. »Cincy ist eine wankelmütige Frau. An einem Tag tanzt du mit ihr Walzer, und am nächsten Tag schlägt sie dich nieder und trampelt dir ins Gesicht. Eine dauerhafte Anstellung wäre eine Beleidigung – aber jemand, der ihm den Rücken deckt, jemand, der in einem Kleid aussieht wie ein leichter Gegner und ihm nicht ständig sagt, was er tun soll? Ja, darauf würde er stehen.« Er suchte wieder meinen Blick. »Besonders, wenn du es bist.«

Das Sandwich verlor jeden Geschmack. Schon nach zwei Bissen legte ich es wieder auf den Tisch. Ich hatte dreimal mit Trent zusammengearbeitet: zum ersten Mal, um eine tausend Jahre alte Probe von Elfen-DNA aus dem Jenseits

zu stehlen – was übel geendet hatte; beim zweiten Mal um MegPaG festzusetzen – was ganz gut gelaufen war; und beim letzten Mal bei einer Benefizveranstaltung für ein Museum – wo die Meuchelmörder es auf mich abgesehen hatten, nicht auf ihn. Und doch ... »Ich kann es nicht, Jenks. Ich kann nicht für ihn arbeiten.«

»Dann arbeite mit ihm, nicht für ihn«, sagte Jenks, als wäre es das Einfachste auf der Welt. »Zur Hölle, wenn ich mit ihm arbeiten kann, kannst du es auch.«

»Sicher, weil du eine tolle Rückendeckung bist«, widersprach ich. »Aber ich bin nicht gut darin, mich im Hintergrund zu halten.« Jenks nickte ernst. Ich sackte in mich zusammen und schob die Tomate zurück in mein Sandwich. »Und Trent auch nicht«, murmelte ich. »Ich werde mich nicht ändern, und ich werde mir nicht einreden, dass ich ihn ändern kann. Ich weiß ja nicht mal, ob ich es tun würde, wenn ich könnte.« Mein Blick verschwamm, als ich an den blauen Vorhängen vorbei in die neblige Nacht starrte.

»Gut, weil du es sowieso nicht kannst.« Jenks ließ sich nach hinten sinken. Seine Flügel raschelten, als er sich auf den Rücken legte. »Man ändert nie die anderen, man ändert nur sich selbst.«

Meine Gedanken wanderten zu Trents ungewöhnlicher Umarmung und dann zu seiner Bitte, dass ich bei ihm vorbeischaute, um mich mit ihm über die entführten Kinder zu unterhalten. Ich wusste genau, dass das Thema Security wieder aufkommen würde. Ich sah jetzt schon, wie Quen seine Vorschläge machte, während Trent und ich ihm standhaft widersprachen. Ich hatte nichts dagegen, Zeit mit Trent zu verbringen, und es gefiel mir, Leuten in den Hintern zu treten, die es nötig hatten. Aber entweder ich leitete seine Security, und er nahm Anweisungen von mir

entgegen, oder eben nicht. »Leute ändern sich nicht«, flüsterte ich. Dann stand ich auf, um mir eine Tasse Kaffee zu holen. Mein Seidenkleid raschelte leise

»Du schon.« Ich drehte mich vor dem offenen Schrank um, und entdeckte, dass Jenks mich angrinste. »Heute kann man viel leichter mit dir arbeiten als noch vor ein paar Jahren.« Er zögerte. »Tinks pinke kleine Rosenknospen, sind es wirklich erst ein paar Jahre? Mir kommt es viel länger vor.«

Der Kaffee plätscherte mit einem beruhigenden Geräusch in meine Tasse, und ich lächelte sanft. »Er hat mich für morgen eingeladen, um die Entführungen zu besprechen. Willst du mitkommen, wenn es warm genug ist? Ich würde gerne deine Meinung dazu hören.«

Jenks sprang auf und warf sich in die Brust. »Bumm! Siehst du? Vor zwei Jahren hättest du mich das niemals gefragt. Zur Hölle, ja, ich komme mit. Elfenbabys sind fast so süß wie Pixiefrischlinge. Wann? Damit ich Belle bitten kann, auf meine Kinder aufzupassen.«

Mit der Tasse in der Hand lehnte ich mich gegen die Arbeitsfläche und verzog das Gesicht. »Elf Uhr.«

Er kicherte. »Ich wecke dich um neun«, sagte er, dann flog er in einer Spur aus Gold und Silber zur Anrichte. »Felix weiß von Nick, richtig? Die I.S. hat ihn wahrscheinlich schon zur Fahndung ausgeschrieben. Ich wette, das hat Trent das Gemüse verhagelt.«

»Ich habe es Felix nicht erzählt«, sagte ich mit einem schnellen Blick zu Jenks. Der Pixie riss die Augen auf. »Quen hat es ihm auch nicht gesagt.«

»Warum zur Hölle nicht? Er war doch da!«

»Was hätte das für einen Sinn?« Ich wich seinem Blick aus und ging zum Tisch zurück. »Ich kann nichts beweisen.

Ich habe nur eine Ahnung.« Zugegeben, eine ziemlich klare, aber trotzdem nur eine Ahnung.

Jenks schwebte neben der Kaffeemaschine, um mit einer pixiegroßen Tasse einen Tropfen aufzufangen. »Als hätten dich mangelnde Beweise je aufgehalten.«

Ich blies auf meinen Kaffee, dann nahm ich einen Schluck. »Du bist derjenige, der behauptet hat, ich könnte mich ändern. Außerdem, wenn Nick in etwas gut ist, dann darin, zu verschwinden. Er ist schon lange weg.«

Jenks setzte sich im Schneidersitz auf die Kaffeemaschine und runzelte die Stirn. »Und lügen. Darin ist er auch toll.« Er bäugte mich, während silberner Staub von seinen Flügeln rieselte. »Du solltest ihn anrufen.«

»Felix?«

»Nein, Nick!« Jenks warf einen vielsagenden Blick auf meine Tasche. »Du hast seine Nummer doch noch, oder? Vielleicht ist sie noch gültig. Frag ihn, ob er in die Sache verwickelt ist. Selbst wenn er lügt, wirst du es merken. Zumindest erfährst du so, ob er hier ist oder im Jenseits.«

Für einen Moment saß ich da und dachte darüber nach. Ich hatte mir nie die Mühe gemacht, Nicks Nummer aus meinem Handy zu löschen. Ich wusste nicht, warum. Vielleicht, weil ich nur so wenige Freunde hatte, die diesen Punkt überhaupt erreichten. Jenks wedelte auffordernd mit der Hand. Ich stand halb auf, und mein Kleid kniff, als ich mich über den Tisch streckte, um meine Tasche zu erreichen. »Okay, ich riskiere es.«

Jenks flog zu mir, um lauschen zu können, während ich mich fragte, ob er den Vorschlag nur gemacht hatte, um etwas über Jax zu erfahren. Als ich mich mit der Tasche in der Hand auf den Stuhl fallen ließ, hörte ich, wie eine Naht an meinem Kleid nachgab. Jenks schwebte mit klappern-

den Flügeln über meinem aufgeklappten Handy, als ich nach der Nummer suchte. Sein Staub ließ den Monitor schwarz werden, bis er ein Stück zur Seite flog.

»Tinks Unterhosen, wieso hast du immer noch Denons Nummer im Telefonbuch?«, fragte Jenks, und ich zog eine Grimasse in seine Richtung. Nicht nur war Denon nicht länger mein Boss, sondern er war auch tot, in einem von Cincys Tunneln eingeschlossen und zu Asche verbrannt. Beim letzten Teil hatte ich geholfen, aber seinen Tod hatte er ganz allein verursacht.

»Hast du ein Problem damit?«, fragte ich. Er hob kapitulierend die Arme. Peinlich berührt wählte ich Nicks Nummer und hielt das Handy an mein Ohr. Jenks flog mit lautem Summen zu meiner Schulter, um mithören zu können.

»Ich glaube nicht, dass die Nummer noch gilt«, sagte ich, aber dann hörte ich auf, mit dem Fuß zu wippen, als sich ein Anrufbeantworter einschaltete und mir mitteilte, ich solle eine Nachricht hinterlassen. Es war eine typische Bandansage, aber die Stimme war vertraut. Die Nummer war noch gültig. Endlich folgte der Piep, und ich füllte mit Schwung die Stille.

»Hallooo, Nick«, sagte ich, wobei ich das k betonte. »Du solltest vielleicht darüber nachdenken, dir eine neue Nummer zuzulegen, wenn du wieder den Bösewicht spielst.« Jenks flog rückwärts von meiner Schulter und streckte mir die erhobenen Daumen entgegen. »Ich habe dich heute Abend gesehen – und wie üblich bist du weggerannt. Wenn ich dich finde, landest du in einer I.S.-Zelle, mit einem Zip-Strip an die Stirn getackert. Das ist ein Versprechen, hast du verstanden, Dreck statt Hirn? Hier geht es um Babys, nicht um eine Antiquität mit einer Geschichte, die niemanden

mehr interessiert. Du stiehst die Kinder von Leuten, und ich werde ...«

Es klickte in der Leitung. »Rachel.«

Die ruhige Nennung meines Namens erschütterte mich, und mein Blick schoss zu Jenks, der jetzt auf meinem Teller stand. Es war tatsächlich Nick, und seine Stimme klang trocken und vorwurfsvoll. Vor meinem inneren Auge stieg ein Bild von ihm auf: schmales Gesicht mit Bartstoppeln, einfache, unordentliche Kleidung. Mein Magen verkrampfte sich. Was hatte ich je in ihm gesehen? Aber hinter der rauen Fassade versteckte sich ein unglaublich cleverer Geist, der ihn irgendwann unter die Erde bringen würde.

»Oh«, meinte ich leichtfertig. »Also hast du inzwischen doch zwei Male, hm?«

»Du hast mir keine andere Möglichkeit gelassen, als meine Seele zu verkaufen«, erklärte Nick.

»Oh bitte.« Ich stand auf und tigerte durch die Küche, während Jenks neben meinem Ohr schwebte. »Deine Seele hast du ganz allein verkauft. Ich habe dich nie gezwungen, einen Dämon zu beschwören. Einmal habe ich dich gefragt, aber da hattest du die Beschwörung schon angefangen, also ziehe ich mir diesen Schuh nicht an. Außerdem gehörst du nicht Al. Wer besitzt dich, Nickie? Ist es Newt? Du hättest sie fast verdient.«

»Du machst es schon wieder«, antwortete er mit einem bitteren Lachen. »Ziehst die falschen Schlüsse. Hör mir einmal zu. Du hast mir keine andere Wahl gelassen, als meine Seele zu verkaufen. Danke.« Mir fiel die Kinnlade nach unten. »Sonst hätte ich Ku'Sox nie getroffen.«

Oh. *Scheiße*. Mein Magen verkrampfte sich noch mehr, während Jenks vor mir auf den Tresen sank. Sein Gesicht war bleich, und seine Flügel standen still. Ku'Sox war abso-

lut durchgeknallt und psychotisch – und gleichzeitig von seiner eigenen Rasse verzogen, ertragen und gehasst, weil er ihr geliebter und gleichzeitig geisteskranker Versuch war, den Elfenfluch zu umgehen, der sie unfruchtbar machte. Der im Labor geschaffene Dämon hatte die Angewohnheit, Leute bei lebendigem Leib zu verschlingen, weil er glaubte, seiner Seele fehle etwas. Vielleicht hatte er recht. Dass Nick überlebende Rosewood-Babys für ihn stahl, sollte sicherlich nicht dem Wohl seiner Spezies dienen. Er hatte irgendwas vor, etwas wirklich Übles. Ich musste Algaliarept anrufen. Mein Lehrer musste so schnell wie möglich davon erfahren.

»Sohn einer Disneyhure«, flüsterte Jenks.

Ich wirbelte herum, und das Schweigen der Kirche um mich wirkte laut. »Hör mir zu«, sagte ich, und Nick schnaubte. »Ku'Sox ist irre. Er wird dich umbringen, sobald er alles hat, was er braucht.«

»Weswegen ich ihm nicht verraten habe, wie man das Enzym herstellt, das die Babys am Leben hält«, erklärte Nick leicht abwesend. »Gott, hältst du mich für dämlich?« Er nahm mich nicht ernst, und das machte mich noch wütender.

»Du glaubst, du hättest etwas gegen ihn in der Hand?«, rief ich. Im Hintergrund hörte ich das Flüstern von Pixiekindern im Flur. »Nick, fast hast du verdient, was dich erwartet. Hör einfach auf. Okay? Hör auf. Wenn du verschwindest, werde ich dir nichts antun müssen. Noch besser, bring die Babys zurück, und vielleicht kann ich den Rest der Dämonen davon abhalten, dich zu töten. Sonst kommst du aus dieser Sache nicht lebend raus.«

»Du bist nicht die Einzige, die dem Tod ein Schnippchen schlagen will«, erklärte er bitter. »Ich lege jetzt auf. Mach

dir nicht die Mühe, noch mal anzurufen. Diese Nummer wird nicht mehr funktionieren.«

Ich starrte mein Handy an, als es in der Leitung klickte. »Hurensohn«, flüsterte ich. Jetzt wusste ich, warum er zu Ku'Sox gegangen war. Er wollte Macht, und er hoffte, dass Ku'Sox sie ihm verschaffen würde. »Dreckiger Hurensohn.« Eher müde als wütend lehnte ich mich gegen den Tresen. Ich senkte den Kopf und legte übertrieben sanft das Handy ab. Nick würde seinen eigenen Tod verursachen, aber erst, nachdem er eine Menge Leute verletzt und das Gleichgewicht gestört hatte, das den Frieden zwischen Inderländern und Menschen sicherte. Ku'Sox war damit beschäftigt, sich seine eigene Armee von Dämonen zu schaffen, die unter der Sonne wandeln konnten – außer ich unternahm etwas dagegen.

Mein Abendessen stand am anderen Ende der Küche auf dem Tisch. Ich hatte nur zwei Bissen gegessen, und jetzt wirkte das Bild seltsam und fremd – Kaffee und ein Sandwich, obwohl ich damit gerechnet hatte, den Abend mit gegrilltem Lachs und Tiramisu ausklingen zu lassen. »Wo ist mein Anrufungsspiegel?«, fragte ich leise. Jenks setzte sich leuchtend in Bewegung und tauchte zu den offenen Regalen unter der Arbeitsfläche ab.

Die Luft schmeckte schal, als ich ihn holen ging. Mit einer schnellen Bewegung zog ich den Anrufungsspiegel zwischen den Dämonentexten und dem Kochbuch mit meinen liebsten Keksrezepten hervor. Ich drückte ihn mir an die Brust, setzte mich auf meinen Stuhl und verlagerte den Spiegel dann auf meine Knie. Er lag falsch herum, der flache Silberrücken matt und nichtssagend. »Ich muss mit Al reden«, sagte ich, als wäre das nicht offensichtlich. »Er muss erfahren, was hier vor sich geht.«

Das rotweingefärbte Glas jagte mir ein Kribbeln durch Fingerspitzen und Beine, als ich den Anrufungsspiegel umdrehte. Die silbernen Gravuren, die ich eingeritzt hatte, glänzten im Licht. Der tellergroße, runde Spiegel war mit den Symbolen für einen Dämonenfluch gezeichnet, der ihn zu einer Art interdimensionalem Handy machte. Er war wirklich schön, und wie immer verspürte ich einen Stich von schuldbewusstem Stolz, weil ich ihn geschaffen hatte.

»Halt deine Kinder aus dem Raum, für den Fall, dass Al vorbeischaud«, warnte ich Jenks, doch er hatte sie bereits wieder in den Garten gejagt. Ich legte meine Hand auf die mittlere Glyphe. Dann zapfte ich eine Kraftlinie an und konnte fühlen, wie mein Bewusstsein das Dämonenkollektiv berührte. Ich konnte immer noch die Küche sehen und die Pixies draußen spielen hören, aber gleichzeitig hörte ich das leise Flüstern verschiedener Gespräche – wahrscheinlich Dämonen in ihrem Chatroom. Es war unangenehm, aber die Empfindung würde nachlassen, wenn ich Al dazu bringen konnte dranzugehen.

Rachel ruft Al. Bitte melden, Al, dachte ich säuerlich. Es war noch nicht mal Mitternacht. Er sollte noch wach sein. Die meisten Dämonen hatten einen Schlafrhythmus, der dem von Hexen ähnelte. Auf jeden Fall schliefen sie. Al hatte mir sein Schlafzimmer überlassen, nachdem er den winzigen Raum inspiziert hatte, den ich einem anderen Dämon abgekauft hatte. In die Wände seines ehemaligen Zimmers waren Sicherheitsvorrichtungen eingelassen, und er traute mir nicht zu, auf mich selbst aufzupassen – noch nicht.

Hey! Bist du da, Eure Großartigkeit? Bitte melden, Al. Ich muss mit dir reden!

Jenks' Flügel summtcn, doch als ich ihn ansehen wollte, glitten Als Gedanken in meinen Kopf. Irgendwie schaffte er

es, den trockenen, hochmütigen Tonfall eines britischen Aristokraten aufrechtzuerhalten, den er auch in einem echten Gespräch immer benutzte. *Was willst du? Wir sind beschäftigt.*

»Wir?«, fragte ich laut. Ich wusste, dass auch gesprochene Worte durch den Spiegel drangen, weil sie nur das Echo meiner Gedanken waren. Jenks konnte Als Antworten nicht hören, aber es war nur höflich, ihn so weit einzubeziehen, wie es eben ging.

Ähm, ich, gab Al zu. Seine Verlegenheit durchdrang die Sperre, die er wenig erfolgreich zwischen uns zu errichten versuchte. Was willst du? Ich bin beschäftigt. Falls es darum geht, dass du die nächste Stunde absagen willst, vergiss es. Mittwoch um Mitternacht, oder ich komme dich suchen.

Ich zögerte und empfing einen vagen Eindruck von Büchern und Kerzen, aber seine Gedanken enthielten keinen Hinweis auf die Bibliothek. Er war in seinem winzigen Zimmer und ritzte Flüche in die Wand, um einen neuen, sicheren Raum zu schaffen. Ein bisschen paranoid, hm? »Ähm, wir haben vielleicht ein Problem«, sagte ich, suchte Jenks' Blick und entdeckte darin Zuspruch. »Es geht um Nick.«

Wie viele schreckliche kleine Männer brauchst du, Liebes? Reicht Trenton nicht aus?, dachte Al offensichtlich abgelenkt. Du kannst ihn nicht haben. Ku'Sox würde einen viel zu hohen Preis verlangen, einfach, weil du es bist. Lass ihn gehen. Er ist Krötenkacke.

Mir blieb der Mund offen stehen. Jenks schwebte mir gegenüber, und das Geräusch seiner Flügel wurde tiefer, weil er auf meinen Schock reagierte, ohne zu wissen, warum ich ihn empfand. »Du weißt, dass Ku'Sox Nick hat?«, fragte ich. Mein Gesicht wurde heiß. »Und es ist dir egal? Du hast es mir nicht erzählt?«

Natürlich weiß ich es. Und ja, es ist mir egal. Seine Gedanken wirkten fahrig, als schenke er mir nur die Hälfte seiner Aufmerksamkeit, und ich fragte mich, was er wohl tat. Warum interessiert es dich? Wenn du unbedingt schlecht behandelt werden willst, da kann ich dir Köstlicheres liefern als ein Mensch.

Ich runzelte die Stirn, als ich das erregende Kitzeln spürte, das er in seine Worte legte. »Hast du irgendeine Ahnung, wozu er fähig ist?«

Ku'Sox?

»Nein, Nick!« Ich presste meine Finger fester auf das Glas. Al verlor langsam das Interesse.

Oh, bei den kollidierenden Welten, dachte Al deutlich genervt. Kann das nicht warten?

»Nein!«, sagte ich. Jenks verschränkte die Arme über der Brust. »Wie hat Ku'Sox Nick gekriegt? Die beiden können sich nie getroffen haben.«

Das wusste ich sicher. Das Timing stimmte nicht. Ich wartete und schickte nadelgleiche Ungeduld Richtung Al, bedrohte ihn damit, bis er es für mich herausfand. Und tatsächlich hörte ich ein tiefes, geistiges Seufzen, dann den Gedanken: *Warte mal kurz.*

Ich holte Luft, um mich zu beschweren, aber er war bereits verschwunden. Mir lief ein Schauer über den Rücken – es fühlte sich an, als hätte ich gerade die Hälfte meines Verstandes verloren, als die unzähligen halbgenen Erwägungen, die immer in unserem Hinterkopf stattfinden, plötzlich verschwanden. Natürlich hatte ich nicht den Verstand verloren, aber Al und ich hatten über den Anrufungsspiegel einen Teil meines Bewusstseins geteilt, und als er verschwand, fühlte ich den Verlust seiner Hintergrundgeräusche.

»Er sieht nach«, sagte ich, dann zuckte ich zusammen und sah für einen Moment unscharf, als Al sich wieder in meinen Kopf schob.

Ah. Hier ist es, murmelte der Dämon. Ich drückte meine Finger fester gegen den Spiegel, um die Verbindung zu verbessern. *Ku'Sox hat ihn bei einer Wette gewonnen. In der es übrigens um dich ging.*

Mit der freien Hand rieb ich mir die Stirn. Jenks landete mit sorgenvoll verzogenem Gesicht neben mir. Das war genau das, was ich gefürchtet hatte. Ku'Sox allein war schon schlimm genug, aber wenn man ihn mit einem diebischen, magiewirkenden Menschen zusammenwarf, der nichts dagegen hatte, sich die Hände schmutzig zu machen, steckten wir in Schwierigkeiten. *Ihn gewonnen, hm?*, dachte ich verächtlich. *Diese Allmachtsfantasien, die ihr alle habt, werden euch eines Tages umbringen. Nick ist hinterhältig. Ku'Sox ist noch schlimmer. Zusammen sind sie wirklich übel.*

Ich spürte Als Erheiterung, die sich seltsam anfühlte, weil sie meinen Gefühlen so sehr widersprach. *Er gehört Ku'Sox. Das sollte dich doch trösten. Totale Erniedrigung ... bla, bla, bla.* Ich empfing den Eindruck, als würde er sich durch Papiere blättern. *Es ist alles vollkommen legal.*

»Ich bezweifle, dass es sich hier um totale Erniedrigung handelt. Nick ist hier in der Realität«, sagte ich. Jenks feixte. Mit einem Stirnrunzeln wandte ich mich wieder dem Spiegel zu und entdeckte eine kleine Reflexion des Pixies in den rötlichen Tiefen. Ich fand es interessant, dass Jenks besser zu sehen war als ich. »Wusstest du, dass Nick Rosewood-Babys stiehlt?«, fragte ich knapp, während Jenks' Staub, der auf den Spiegel rieselte, sich zu einem kränklichen Blau verfärbte. »Überlebende Rosewood-Babys? Nick weiß, dass es das Enzym ist, das sie am Leben hält. Er hat es von Trent

gestohlen. Er injiziert es ihnen, um ihr Leben zu verlängern, dann entführt er sie. Bis jetzt sind es acht.«

Als Belustigung machte mich nur noch wütender. *Ah. Du glaubst, Ku'Sox erschafft kleine Rachel-Kopien? Das mache ich ihm nicht zum Vorwurf, nachdem du ihn ja nicht magst. Langfristiges Denken. Gut für ihn. Das wird ihn ein paar Jahrzehnte lang beschäftigt halten. Das Erste, was der Balg richtig macht, seitdem er aus dem Glasröhrchen entsprungen ist. Ich bin stolz.*

Als Gedanken entfernten sich, und ich drückte meine Hand noch fester auf das Glas, bis sie von der Energie darin pulsierte. »Er tut es nicht für das Wohl der Dämonen«, erklärte ich scharf. »In zehn Jahren hat er ein paar vorpubertäre, sehr mächtige Dämonen, die unter der Sonne wandeln können und in allem von ihm abhängig sind, bis hin zu ihrem Leben. Nick weiß nur von dem Enzym, er weiß nicht, wie man die Krankheit dauerhaft heilt. Sobald sie das Enzym nicht mehr bekommen, werden sie sterben. Glaubst du, diese kleine Tatsache ist Ku'Sox entgangen?«

Mit angehaltenem Atem fühlte ich, wie Al darüber nachdachte. Leichte Sorge gesellte sich zu seinem üblichen Selbstbewusstsein. Hätte er tatsächlich neben mir gestanden, hätte ich es wahrscheinlich nicht bemerkt. Aber nachdem wir im Geiste verbunden waren, fiel es ihm schwerer, solche Gefühle zu verstecken. Und genauso wie ich wusste, dass er sich Sorgen machte, fühlte er, wie ernst es mir war. *Mmmm*, dachte er schließlich. *Rieche ich da Kaffee in deinen Gedanken?* Und mit einer Schnelligkeit, die mir verriet, dass er mich endlich ernst nahm, unterbrach er unsere Verbindung.

Ich holte tief Luft und riss den Kopf hoch. »Verdammt«, flüsterte ich, während meine zitternden Finger sich zur

